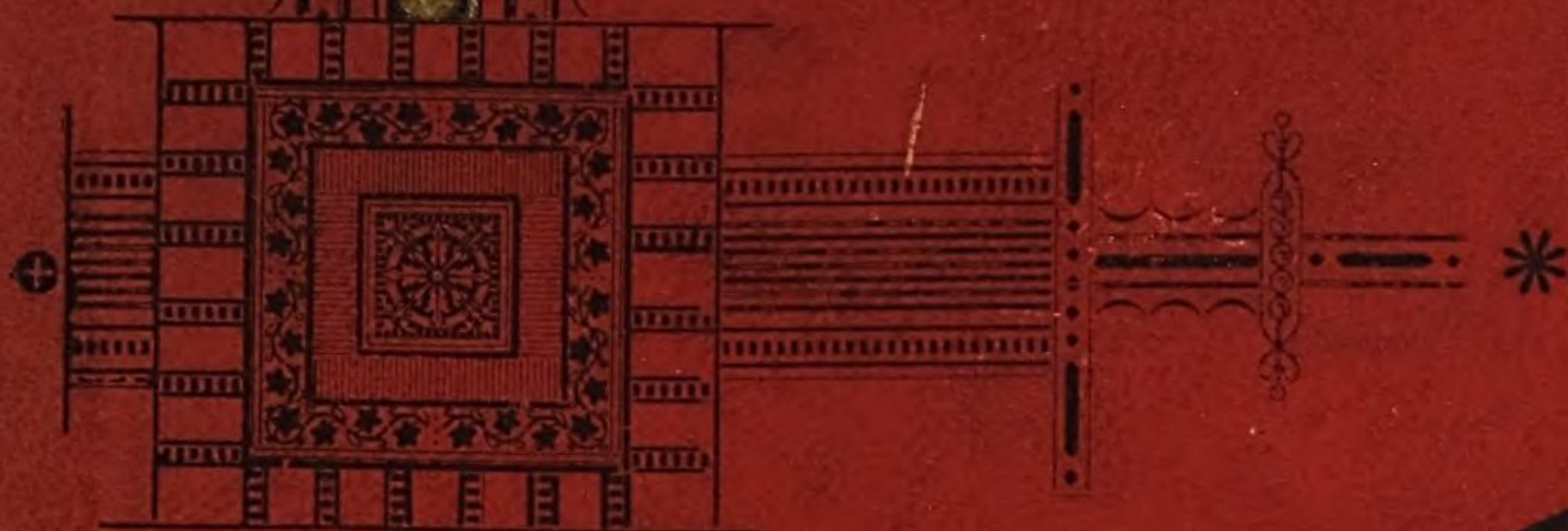


H. Mon
78^o



Marianwald

Ein Bild des Trappistenordens,

dessen Wirken
und sociale Bedeutung.

Von **Franz Büttgenbach.**

AACHEN
Commissions-Verlag von
Ign. Schweitzer.



94.98

11.50

H. mon. 78 d

Büttgenbach

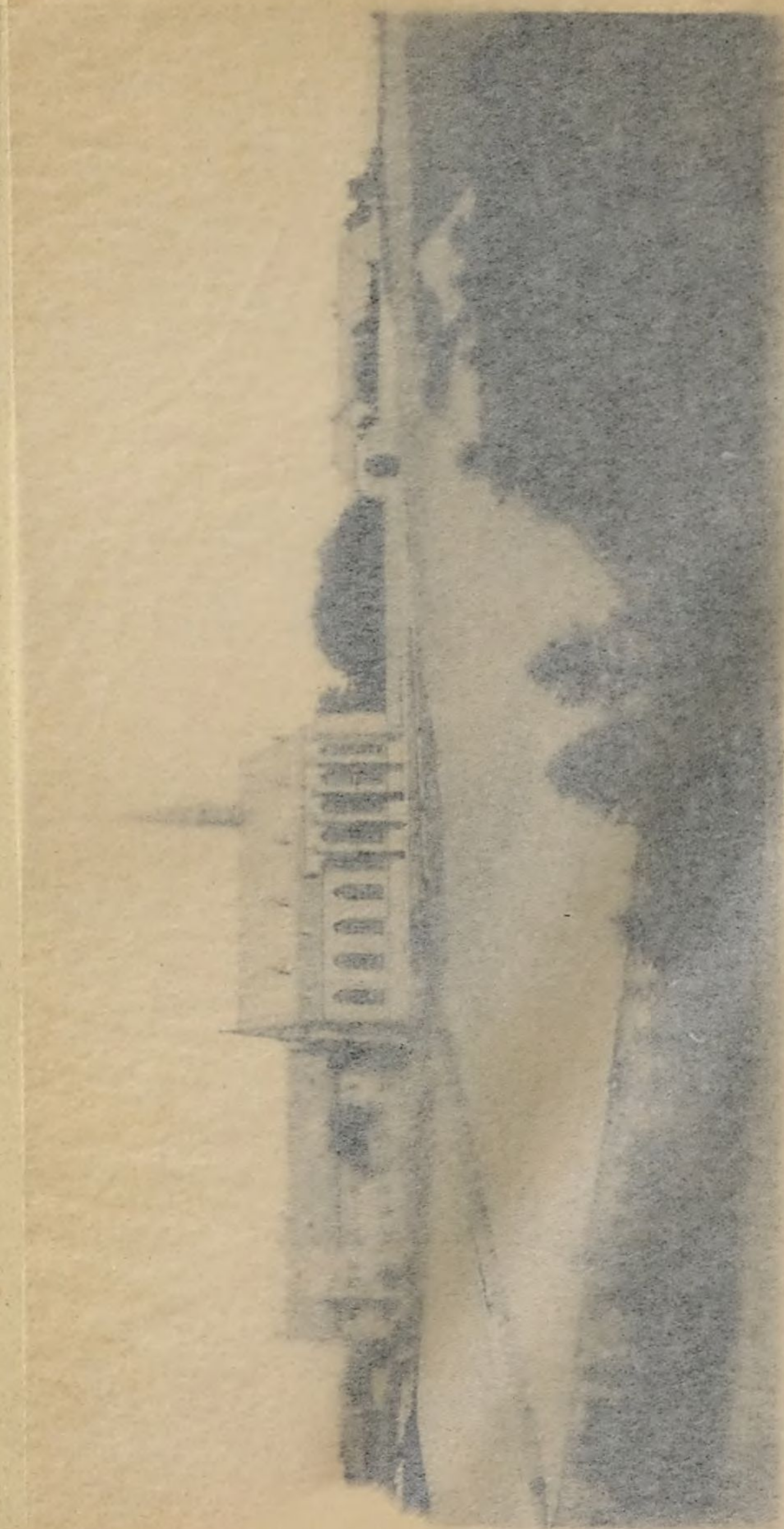
<36639839330013

<36639839330013

Bayer: Staatsbibliothek

S

Mariawald.



University of California, Berkeley

Photograph of the University of California, Berkeley

Mariawald.

Ein Bild des Trappistenordens dessen Wirken und sociale Bedeutung.



Innocenz XI.

„Se. Heiligkeit ist überzeugt, dass diese grosse Schule, dieses Gymnasium der Pietät und der Busse, zum geistigen Wohl des (Trappisten) Ordens und der Welt gedeihen, und dass seine Errichtung eine Ruhmes-
that des Jahrhunderts sein wird.“

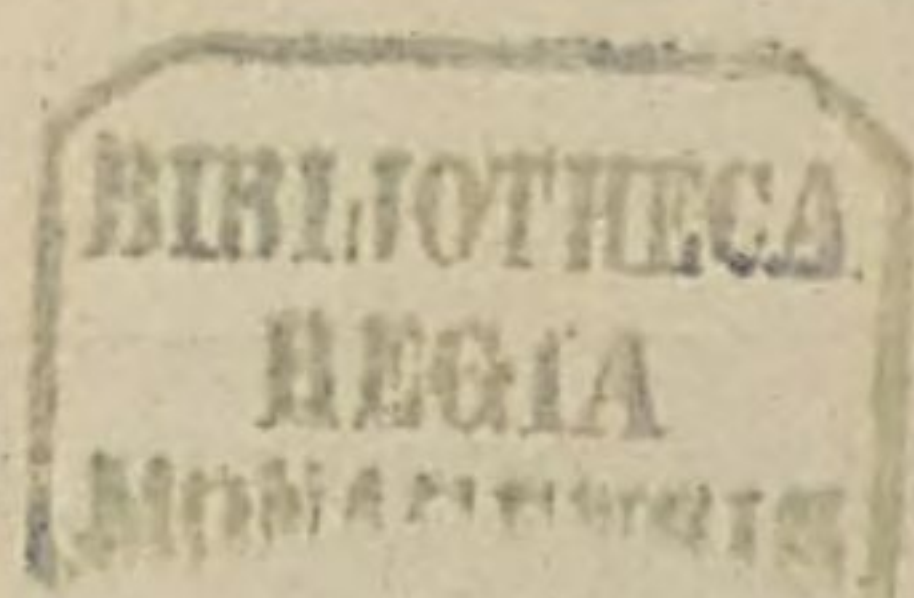
(Card. Cibo 1678 an Abbé de Rancé.)

Von FRANZ BÜTTGENBACH.

1897

Commissions-Verlag von Ign. Schweitzer in Aachen.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Vorwort.

Das vom Verfasser dieses 1893 herausgegebene Werkchen: „Klosterrath, die alte Abtei des Roder Ländchens“ (Geilenkirchen bei C. van Gils) gab Veranlassung zu einer Studie über den Trappistenorden, von welchem die einzige Niederlassung in den Rheinlanden zu Mariawald bei Heimbach an der Roer besteht, und die von so vielen Rheinländern besucht wird.

Der von den meisten klösterlichen Stiftungen in Tendenz und Lebensweise so sehr verschiedene Trappistenorden hat sich in den ersten zwei Jahrhunderten seines Bestehens auf Frankreich beschränkt.

Durch die französische Revolution, welche sämtliche Klöster aufhob, wurde dieser Orden aus Frankreich vertrieben, um schliesslich auch aus allen europäischen Ländern, in welchen der Corse sein Machtwort sprach, verdrängt und verwiesen zu werden.

Vordem war der Orden, welcher durch einen Mann aus den höchsten Hofkreisen gestiftet wurde, ein be-

II

vorzugtes Asyl für Männer höherer Stände, für Gelehrte und Geistliche, welche sich den Gebräuchen der Welt entziehen und ein strenges Bussleben führen wollten. Recht bald fanden aber auch Leute solcher Gesinnung aus der Klasse des Gewerbestandes Aufnahme. Die eigenthümlichen Regeln, so strenge sie auch waren, müssen einen besonderen Reiz geboten haben.

Die Zurückhaltung der Ordensleute von dem Weltgetriebe, ihr beispielloser Fleiss, die entwickelte Intelligenz bei der Fruchtbarmachung öder Gegenden, ihre Bescheidenheit, die offene, stets freundliche Gastfreundschaft, welche sie Jedem boten, die unerschöpfliche Langmuth und Gutherzigkeit, welche sie den Armen und Dürftigen entgegenbrachten, machte sie bald bei Hoch und Niedrig beliebt.

Man sah unter ihren fleissigen Händen Alles gedeihen. Bei aller Bescheidenheit in ihrem Auftreten blieben sie bei einer gewissen Vornehmheit, die neben der Liebe, die man ihnen zutrug, auch eine besondere Achtung einflösste. Selbst bei solchen, die über sonstige Orden nichts Gutes erzählten, wie unter anderen bei Alexander Dumas, findet man Skizzen über Besuche in la Trappe, die beweisen, wie sehr das Leben und Schaffen dieser Männer auch den leichten Weltleuten imponirte.

Nie hat man gehört, dass in irgend einem Trappistenkloster Uneinigkeiten entstanden (mit Ausnahme einer vorübergehenden Schwierigkeit in Darfeld), oder dass der Orden mit der Bevölkerung irgendwo in Conflict gerathen wäre.

III

Bis zur Ausweisung aller klösterlichen Anstalten durch die französische Revolution am Schlusse des 18. Jahrhunderts blieben die Trappistenansiedelungen allein auf Frankreich beschränkt, wo auch der Orden gestiftet wurde und wo er seine eigentliche Entwicklungs-Geschichte hat.

Die Ausweisung aus Frankreich gab Veranlassung zur Verbreitung des Ordens durch ganz Europa und in Amerika. Nach der Restauration von 1815 wurde Frankreich wieder das Hauptland für seine Ansiedelungen.

Heute gehören von 57 Niederlassungen, welche über die ganze Welt verbreitet sind, 23 dem Stammlande Frankreich an, wo denn auch noch „N. D. de la Grande-Trappe bei Saligny-la-Trappe (Orne) Diocèse Seéz“ das Mutterhaus ist und officiell diesen Titel führt, wenngleich die oberste Führung unter einem General-Abt (jetzt T. R. R. P. ~~Dom. Sebastien~~), und unter der Protection des Cardinals Monaco-Lavaletta nach Rom verlegt worden ist.

*Hugues bin
Mavol*

Danach ist es begreiflich, dass dasjenige, was über die Trappisten geschrieben ist, mit Ausnahme einiger Skizzen, nur in Frankreich veröffentlicht wurde.

Verfasser beabsichtigt, in diesen Blättern eine gedrängte Uebersicht über das Entstehen, die Entwicklung, das Wesen und Wirken dieses Ordens zu geben. Er prätendirt nicht, eine Geschichte des la Trappe-Ordens zu schreiben, geht vielmehr von der Niederlassung zu Mariawald, die er genau zu beobachten Gelegenheit fand, aus, um damit allgemeine Betracht-

IV

ungen über diesen Orden, seine Entstehung und seinen Stifter zu verbinden.

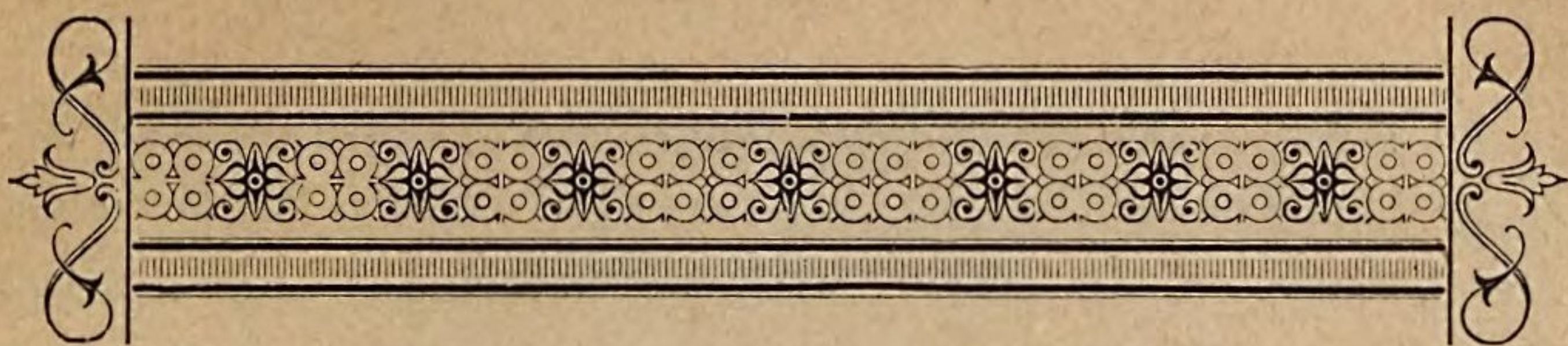
Es ist daher in diesen Blättern vermieden, irgend eine andere Schrift zu gebrauchen. Was hier mitgetheilt wird, hat zur einzigen Quelle die persönliche Beobachtung und die Mittheilungen kompetenter Beurtheiler.

Für den geschichtlichen Theil wurden die französischen Werke: „Les Trappistes“ von Dr. Casimir Gaillardin und „Histoire de l'Abbé de Rancé“ von Abbé Dubois benutzt.

Bei gänzlicher Unbefangenheit und ohne jedwede Beeinflussung schreibt Verfasser in diesen Blättern nieder, was er erfuhr und beobachten konnte. Vor Allem vermeidet er jede Lobrede über das Ordenswesen im Allgemeinen, da er seine Arbeit als Beitrag zu einem Culturbilde unserer Zeit und zur Klarlegung der Stellung, welche dieser in Deutschland so wenig verbreitete Orden in unseren social-wirthschaftlichen Zuständen einnimmt, betrachtet.

Kirchrath, im October 1896.

Franz Büttgenbach.



Lage des Klosters und seine Umgebung.

Zwanzig Kilometer von der Stadt Düren aus roer-aufwärts liegt, dicht am rechten Ufer des Flusses, der wegen seiner reizenden Umgebung, seiner malerischen Burgruinen, seiner vielbesuchten Wallfahrtskirche weitem bekannte Ort Heimbach.

Von demselben aus führt eine Provinzialstrasse zu dem ca. 515 Meter über dem Roerspiegel liegenden Plateau Mariawald, welches die südlichste Vorhöhe des ausgedehnten Kermeter Waldes bildet. Die an 6 Kilom. lange, stark geschlängelte Strasse bietet dem Wanderer herrliche Ausichten in die bei Heimbach zusammenlaufenden schroffen und romantischen Thäler. Diese gehören zu den schönsten Theilen des ganzen Eifelgebirges; einige von ihnen gehören geradezu unter die Perlen der Eifel. Die stark ansteigenden Gelände und Rücken sind zum grössten Theil mit Holzbeständen bewachsen, nur auf den Höhen dehnen sich grössere Flächen von Acker-, Wiesen- und Heideland aus.

In einer solch reizenden Gegend liegt das weithin bekannte gastliche Kloster „Unserer Lieben Frau von La Trappe“, in einer Luftlinienentfernung von etwa 3 Kilom. von Heimbach aus, wogegen die Länge der stark geschlängelten Provinzialstrasse wohl die doppelte Entfernung beträgt.

Die in Mariawald einsam gelegene Ordensniederlassung der Trappisten führt diesen Namen und ist allgemein als Kloster von Mariawald bekannt. Die zunächst gelegenen menschlichen Behausungen sind 2 bis 3 Kilometer von ihm entfernt; an der für solche Niederlassungen erforderlichen Isolirtheit fehlt es also nicht. Zum Kloster gehört das um dasselbe gruppirte, 100 Hektar grosse Wald- und Ackerland, das an verschiedenen Stellen durch seine lieblichen Thäler, in welchen sich Wiesen und Weiden ausdehnen, eine dem Auge wohlthuende Abwechslung erhält. Diese Thäler verleihen mit ihren grünen Auen, welche sich zwischen den beackerten oder bewaldeten Abhängen äusserst vortheilhaft abheben, der nächsten Umgebung der klösterlichen Ansiedelung einen besonderen Reiz. —

Geologisches. Die erwähnte Provinzialstrasse durchbricht an vielen Stellen das Gebirge und legt die Schichten des versteinungslosen Ardenner Schiefers bloss. Derselbe bildet das unterste Glied des breiten Rückens, der sich als älteste Devonformation von den jüngeren Coblenzer Schichten umgeben, über Houfalize und St. Vith zieht und sich bei Heimbach einengt, um sich dann zwischen Kufferrath-Niederdrove, von Diluvial-Schichten überdeckt, zu verlieren.

In dieser Formation hat sich, von Sourbrodt aus, das Roerthal gebildet. Die Roer hat in den alten Schiefer-schichten tiefe Einschnitte gefurcht, welche stark gewundene Thäler bilden. Sie verlässt das felsige Gebiet ober-

halb Nideggen und durchbricht dann zwischen Unter-Maubach und Üdingen die östlich vom Devon auftretende Buntsandsteinformation.

Zwischen Kreuzau und Niederau tritt die Roer in die mit Diluvialschichten überdeckte Ebene, nachdem sie von Stockheim bis Düren die Ausläufer der Tertiärschichten des rheinischen Braunkohlen-Vorgebirges durchbrochen hat.

So gehört dieser Fluss zum grössten Theile dem ältesten Gliede der rheinischen Grauwacke an. Die rothe Färbung seiner Wasser bei Hochfluthen und die vielen rothen Geschiebe, welche man unterhalb Unt.-Maubach in seinem Bette findet, stammen aus dem kurzen Durchbruche des Buntsandstein-Gliedes zwischen Maubach und Üdingen.

Gegen Norden und Westen von Mariawald erstreckt sich der Kermeter, dessen Tannen- und Buchenbestände zu den schönsten der Eifel gehören. In dieser Richtung trifft man in einer Entfernung von 5 bis 6 Kilom. das Urftthal, welches von Gemünd bis Ruhrberg schroffe, tiefe und wildbewachsene Einschnitte zeigt, die der hier auftretenden Eifelpartie die Bezeichnung „die kleine Schweiz“ beigelegt haben. Das Urftthal wird erst an Bedeutung gewinnen, wenn die Thalsperre, welche unterhalb des im Jahre 1884 gänzlich abgebrannten Dorfes Malsbenden angelegt werden soll, der anliegenden Gegend Erwerb und Verdienst sichert. Es ist nämlich beabsichtigt, durch Leitungen bis nach Heimbach dort vermittelst Turbinen elektrische Ströme in Thätigkeit zu setzen, die in weiter Umgebung bis nach Düren und Aachen hin geführt, zu Licht und sonstigen Verrichtungen Verwendung finden sollen.

Kloster Mariawald wird von der Thalsperre ebenfalls grossen Nutzen haben, darum beabsichtigt man, diese Naturkräfte zu Beleuchtungs- und Betriebszwecken ausgiebig zu benutzen. —

Gebäude und Grundbesitz. Die sich dicht an der Landstrasse erhebenden Klosterbauten sind an der östlichen Seite durch die Kirche und das Gasthaus (Klosterhôtel) abgeschlossen. An diese Gebäulichkeiten reiht sich eine Mauer, welche im Rechteck die gesammten Anlagen, die Höfe, Gärten und Wiesen, den Kirchhof und den Teich umschliesst und dem Ganzen vollends einen idyllischen Charakter aufprägt.

Die so eingeschlossene Fläche ist nahezu 4 Hectar gross. Die Mauer stammt aus dem 16. Jahrhundert; sie ist meist ruinenhaft und an den noch stehenden Stellen mit alten Epheuranken, die ihr ein anmuthendes Aussehen geben, bedeckt. Gegenwärtig wird sie an den halbzerfallenen Stellen ausgebessert, an den ganz baufälligen aber niedrigerissen und neu aufgebaut. Ihre Krone wird mit einer Verschalung, die nach beiden Seiten abfällt und mit Dachschiefer beschlagen ist, versehen, so dass sie für die Zukunft eine lange Haltbarkeit bietet. Der dazu verwendete graue Schiefer gibt ihr einen zu den übrigen Klosterbauten passenden Farbenton.

Innerhalb der Mauern liegen die geräumigen und bequemen Klostergebäulichkeiten. An der Ostseite steht ein hochgewölbtes freies Einfahrtsthor, über welchem die Jahreszahl 1538 angebracht ist; viel älter sind auch die ersten Klosterbauten nicht.

Entstehung. Das Kloster verdankt seine Entstehung der Aufstellung eines Marienbildes, welches die schmerzhaftes Mutter als Pieta darstellt. Eine in Heimbach aufbewahrte, im Jahre 1630 angelegte Urkunde, von welcher der Verfasser durch die Freundlichkeit des Herrn Pastors Zeeveld Einsicht nehmen konnte, erzählt die einfache Geschichte der Aufstellung des Gnadenbildes und der dann erfolgten Errichtung eines Cistercienserklosters. Diese Ur-

kunde ist in einen gut erhaltenen, fest gebundenen Folio-band mit sehr schöner Handschrift eingetragen. Dieses werthvolle Buch diente als Bruderschaftsbuch. Auf den ersten Seiten desselben enthält es die authentische Erklärung, dass die dann folgende Erzählung über das Gnadenbild und die Klosterstiftung eine getreue Abschrift der 1523 vom Landvogt von Nideggen niedergeschriebenen Urkunde ist.

Die Erzählung des Landvogtes Radermächer ist eine so naiv einfache, dass man sich nicht denken kann, es habe dabei die Phantasie des Aufzeichners mitgewirkt. Die ganze Erzählung macht den Eindruck der vollen Wahrscheinlichkeit. Möglichst kurz gegeben, enthält sie Folgendes: Ein in Heimbach gegen 1470 lebender Fischer soll ein in Köln erworbenes Marienbild in dem Walde an der Stelle, wo jetzt das Kloster steht, zur öffentlichen Verehrung aufgestellt haben. Durch verschiedene Vorkommnisse soll sich das Bild als ein Wunderbild gekennzeichnet haben. Das habe nun Veranlassung gegeben, über demselben eine hölzerne Kapelle zu errichten. Zu dieser seien viele Gläubigen aus der Umgebung gepilgert.

Es wird dann von „Wundern“ berichtet. Das Bild, welches eine in Holz geschnittene schmerzhaftige Mutter darstellt, habe bald eine so grosse Berühmtheit erlangt, dass die Cistercienser von Bottenbroich 1480 die Kapelle ankauften und an ihrer Stelle eine herrliche, münsterartige Kirche nebst einem Kloster ihres Ordens errichteten. Wegen des Bildes hätten sie sodann dem Orte, der damals noch ganz bewaldet war, den passenden Namen „Mariawald“ gegeben.

Das Cisterzienserkloster wurde durch Geschenke und Beiträge der Pilger, sowie durch bedeutende Stiftungen des Adels der Umgebung reich an Gut und Eigenthum; es hat aber dann, durch die Truchsess'schen Kriegssereignisse, durch das Eindringen der Spanier in das Jülicher Land

unter Carl V., durch den verwüstenden 30jährigen Krieg, durch die Raubzüge der Franzosen unter Ludwig XIV., schwer gelitten. Doch blieb Mariawald in Besitz des Ordens und wurde immer wieder restaurirt, aber die Wogen, welche Ende des 18. Jahrhunderts nach der französischen Revolution sich über Deutschland wälzten und eine Menge von Reichen und Fürstenthümern verschlangen, gaben auch diesem Kloster, wie so vielen anderen, den Todesstoss. Im Jahre 1795 wurde es aufgehoben, 1797 fand der öffentliche Verkauf der Klostergüter statt. Das Immobilar wurde dem Schaffner des Klosters als Privaten zugeschlagen; er konnte es aber nicht behalten und musste es, 1804 schon, zum Theil parzellirt, verkaufen. Dazu gehörten noch einzelne Mobilien, unter anderen der geschnizte Altar mit dem Wunderbilde; diesen schenkte er an die Pfarrkirche von Heimbach, die übrigen, theilweise kostbaren Gegenstände, unter anderen die künstlichen Fenster der Kirche und des Binnengartens, sowie die reiche Bibliothek waren vorher schon getrennt verkauft worden und geriethen vertheilt in Privatbesitz.

Heute steht noch dieser Altar, welcher ein vollendetes Kunstwerk der Holzschnitzerei des 15. Jahrhunderts ist und zu den besterhaltenen aus dieser Zeit gehört, in der Kirche zu Heimbach. Das darin angebrachte Gnadenbild ist eine verhältnissmässig zu den feinen Schnitzereien des Altares, welcher die Leidensgeschichte Christi in verschiedenen Gruppen mit zahlreichen Figuren zeigt, einfache und weniger kunstvolle Arbeit, die man, wie es scheint, in den letzten Jahrzehnten auch noch in durchaus unpassender Weise polychromirt hat. Für Heimbach ist der Besitz dieses Bildes von grosser Bedeutung. Wie in den 4 Jahrhunderten vor dem unsrigen die Pilger in Scharen zu seiner Verehrung nach Mariawald wanderten, kommen sie

jetzt aus weiter Umgebung zu vielen Tausenden nach Heimbach, und man weiss ja, von welcher Bedeutung das für einen sonst vereinsamen Ort ist.

Heimbach darf also diese durch Kriegs- und Revolutionsgeschick herbeigeführte Schenkung als ein grosses Glück betrachten; denn so lange seine Pfarrkirche im Besitze des Altares und des Bildes bleibt, wird es ein Wallfahrtsort sein. Das gläubige Volk sieht nicht darauf, ob ein solches Bild ein Meisterwerk der Kunst ist; es folgt da der Ueberlieferung, der zufolge das Heimbacher Gnadenbild das Ziel frommer Andacht und vertrauensvoller Liebe für das echt gläubige Volk der Vordereifel war. Von dem Bilde berichtet eine eben so reiche, wie fromme Ueberlieferung, dass dort, wo es verehrt wurde, die verschiedensten Wunderheilungen vorkamen. Soviel Verfasser von Herrn Pastor Zeeveld vernahm, ist jedoch nirgend ein Protokoll noch ein Nachweiss über ein Wunder, welches sich zu Heimbach soll zugetragen haben, vorhanden. Das aber verlangt die Schar der Gläubigen nicht; sie findet den geistigen Trost im Herzen und im Gemüthe, und das befriedigt Tausende. Man muss die Pilger in ihren Processionen hinziehen sehen und hören, mit welcher Hingebung sie ihr „Maria, zu dir kommen wir“ singen, so begreift man, wie gross das Vertrauen ist, wie manche Wandlung in den Seelen vor sich geht, und wie viel Trost in die Herzen fliesst.

Mag man sonst über Wunder denken, wie man will, es gehen bei solchen Fällen Dinge im menschlichen Herzen vor sich, welche, auf Glauben und Vertrauen gestützt, dem Empfindenden als Wunderwirkungen erscheinen mögen. Es ist ja Niemand verpflichtet, an sichtbare Wunderwirkungen, von denen berichtet wird, zu glauben.

Nachdem die Klostergüter verkauft waren, stand Maria-

wald verödet und verlassen da. Das Gut mit den darauf stehenden Gebäulichkeiten ging im Laufe der Zeit in verschiedene Hände über, aber in keiner fanden diese Besitzungen Gedeihen. So zerfiel auch die prachtvolle, ausgeraubte, fensterlose Kirche. Ihr Dach war abgetragen worden, und sie selbst starrte noch in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts als öde Ruine, die von früherer Herrlichkeit zeugte, von dem hoch gelegenen Plateau traurig und klagend zum Himmel. Auch die anderen Klosterbauten wären dem völligen Ruin anheimgefallen, wenn nicht zu eben noch rechter Zeit die rettende, aufbessernde Hand eingegriffen hätte. Da der letzte Besitzer ebenfalls nicht im Stande war, sich dort zu erhalten, so musste das Ganze zum Verkaufe ausgebaut werden.

Im Jahre 1860, also 65 Jahre nach der Aufhebung der Cisterzienseransiedelung und 67 Jahre nach dem öffentlichen Verkaufe der Klostergüter, suchte der Abt des Trappistenklosters von Oelenberg im Elsass einen geeigneten Ort zur Stiftung einer neuen Niederlassung, die als Filiale des Mutterhauses den Orden in Norddeutschland von neuem einführen sollte. Er wurde auf Mariawald aufmerksam gemacht, und da ihm die Lage gefiel, kaufte er den ganzen Besitz, der auf 274 preussische Morgen zusammengeschmolzen war, mitsammt den noch vorhandenen Gebäulichkeiten und Ruinen zu 42 000 Mark an.

Ohne Zögern ging die Congregation nun daran, die Ruinen wieder bewohnbar zu machen und zu klösterlichen Zwecken einzurichten. Vom Münster standen nur noch wenige Mauern und die hohen Strebepfeiler; die anschließenden, starkgewölbten Kapellen konnten, nach Einsetzen der Fenster, einstweilen als Kirche benutzt werden. Capitalsaal, Refectorium und der Kreuzgang um den Carrégarten waren noch vorhanden, wenn auch fensterlos.

Nachdem wieder ein zweckdienlicher Aufenthalt für eine Anzahl von Ordensmitgliedern geschaffen war, begaben sie sich mit dem stillen Schaffensfleisse, der ihnen eigen ist, an die mühevollen Arbeit, die Bauten zur Aufnahme einer Gemeinde wieder einzurichten, die verödeten, ertragslosen Waldflächen zu roden, und die Flächen intra muros durch Bearbeitung und Auftragung guter Erde zu Gärten umzugestalten. So wurde das Kloster und seine Umgebung nicht nur alsbald wieder ein Hort des Gebetes, der Betrachtung und der Arbeit, sondern auch für die Bewohner der nähern und fernen Umgebung ein erneuerter Anziehungspunkt, an dessen Aufblühen sie lebhaftes Interesse nahmen, wesshalb sie auch bereitwilligst in Allem zu Hülfe kamen. Die Gaben flossen reichlich, und so konnte die junge Klostersgemeinde, unterstützt von ihrem Stammkloster Oelenberg, bald daran denken, das alte, herrliche Münster wieder herzustellen.

Die Aussenmauern wurden noch zum Theil benutzt, die meisten Strebebögen waren auf ziemlicher Höhe noch brauchbar, die Reconstruction geschah nach demselben Plane, nach welchem auch die frühere Kirche erbaut war. Das Werk gedieh so sehr, dass dieser kleine „Dom“, wie es mit Recht genannt ward, 1891 fertig da stand, und durch den Kölner Oberhirten, den jetzigen Cardinal-Erzbischof Philippus, unter grossen Feierlichkeiten eingeweiht werden konnte. Die darauf verwendeten Kosten waren nicht gering, aber in Anbetracht des Zweckes flossen die Beiträge reichlich von allen Seiten. Die gestatteten und angestellten Collecten in der Rheinprovinz und in Westphalen brachten ansehnliche Summen auf; auch trugen Holland und Belgien zu dem guten Werke bei. Verschiedene ansehnliche Geschenke förderten den Bau, der jedoch durch den Culturkampf der 70er Jahre eine Unterbrechung von etwa 12 Jahren er-

leiden musste. Doch war es gelungen, bevor die Ordensleute das Kloster verlassen mussten, die Kirche unter Dach zu bringen und nothdürftig zu verglasen.

Gleichzeitig mit der Kirche waren auch die Klosterbauten wieder in Ordnung gebracht worden, so dass gegen 1873 der Orden aus 54 Mitgliedern bestand. Gegen 1887 wurden die gesetzlichen Einschränkungen gegen die Trappisten wieder aufgehoben und sie konnten in einer Anzahl von 40 Genossen wieder zurückkehren, ihre Kirche fertig stellen und sie 1891 in Gebrauch nehmen. Heute steht das Gotteshaus da, ein herrlicher Bau, der hoch in die Lüfte ragt und mit den Glocken seines Thurmreiters durch Thal, Flur und Wald wieder wie vor hunderten Jahren verkündet, dass hier das Lob Gottes und die Verherrlichung Mariae Tag und Nacht gesungen wird. Jeder, der aus dem Roeroder Urftthale emporsteigt, erfreut sich nun des Anblickes des schönen Baues, welcher sich in dieser Einsamkeit erhebt.

Die Kirche ist in gothischem Stil errichtet, und hat im Innern die erheblichen Dimensionen von 42 m Länge des Mittelschiffes bei 18 m Breite. Das Gewölbe erhebt sich auf 16 m über der Flur; das freiliegende Ostportal zeigt 9 hohe Spitzbogenfenster; das Chor wird hinter dem Altar mit 3 Fenstern, von denen das mittlere erheblich breiter ist, geschlossen. Das Eingangsportal hat auch ein sehr breites Fenster; es ist keine Rosette, wie irrthümlich in einem Werkchen über das Kloster angegeben ist.

Der Bau ist auf den alten Fundamenten unter Benutzung der 1861 noch vorhandenen Strebepfeiler aufgeführt, wozu der Herparthner Grauwackenschiefer verwendet wurde. Von aussen sieht er heute aus, als bestände das Ganze aus rauhen Hausteinen mit glatter Einfassung. Leider ist das aber eine Täuschung. Die Mauern sind in Naturstein roh aufgeführt und dann mit einem entsprechenden Putz à la

rustica versehen worden. Das sieht zwar recht schön aus, aber wie lange kann das halten? Schon jetzt sind viele Stellen beschädigt, lose und drohen abzufallen. Wenn der Orden einmal eine Reihe von Jahren verhindert würde, durch fortwährende Ausbesserungen diesen Zustand der Augentäuschung zu erhalten, so würde der Putz rasch stückweise abfallen und dem herrlichen Bau seine jetzige Schönheit nehmen. Das Kennerauge kann nur bedauern, dass man zu dem Bewurf übergegangen ist; es würde weit lieber den Bau in dem Zustande, welcher ihm der rauhe Naturstein verleiht, sehen.

Das hohe und spitze Dach der Kirche ist mit einem eleganten Reiter, in welchem 2 Glocken angebracht sind, versehen. Die Spitzbogenfenster sind recht schön und mit zierlichem Masswerk durchsetzt. Die an der Kirche angewandten Eck- und Kragsteine sowie Rippen bestehen aus Sandstein, der den Adelfinger Brüchen entnommen ist.

Am Eingangsportal der Kirche ist eine Lourdesgrotte errichtet; auch diese, aus Quarz- und Tuffsteinen zusammengestellt, ist überworfen und übertüncht. Es ist zu bedauern, dass man die daran verwendeten Steine nicht in ihrer Naturfarbe gelassen hat. Der Eindruck würde ein ganz anderer sein. Das Uebertünchen kirchlicher Bauten kann selbe niemals verschönern.

Der Bau des Klosters gruppirt sich um einen quadratischen Hof von 23 zu 25 m Lichtweite. Derselbe bildet einen anmuthigen Blumengarten, um welchen der 4 m breite Kreuzgang läuft. Dieser ist mit den 14 Stationen, sowie mit verschiedenen bildlichen Darstellungen geschmückt; auch sind an den Wänden viele Sinnsprüche angebracht, die an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnern. Davon sei erwähnt:

Was du Grosses magst ersinnen,
Ist vor Gott nur Staub und Dunst :
Höchstes Glück ist: liebend ihn gewinnen,
Stets sich freuen seiner Gnaden Gunst.

Dem Kreuzgange schliessen sich Kirche, Kapellen, Sacristeien, Capitelsaal, Refectorien und andere Räumlichkeiten an. Auch führt aus demselben ein Eingang in das Fremdenhaus, welches sich südlich an den Kirchenbau anlegt. Die Klosterräume dehnen sich dicht an die erwähnten Räumlichkeiten hin aus; sie enthalten Vortragsäle, Arbeitsräume und Küchen, und in den oberen Stockwerken Schlafsäle, Arbeitswerkstätten, Vestarien und das geräumige Bibliothekzimmer.

Getrennt von diesen sind zwischen der Umzeunungsmauer noch errichtet die erheblichen Bauten für Oeconomie, die Remisen und Schmiedewerkstätten, die Schlosserei, Backstube und Brauerei, die Waschstube und Schreinerei, sowie die Räume für Vorräthe und sonstige gewerbliche Zwecke. Dazwischen befinden sich zwei grosse Gemüsegärten, erhebliche Baumgärten und Wiesen, ein Teich und der Kirchhof. Freie Plätze bieten angenehme Spaziergänge.

Ein grosser Theil der Klosterbauten stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts (1713) und ist auch gut erhalten. Das sich südlich an die Kirche anschliessende Fremdenhôtel ist ein Bau aus neuerer Zeit. Es wurde 1893 erbaut und bietet bei recht gut eingerichteten Wohn- und Schlafzimmern für etwa 40 Gäste Unterkommen.

Als fertig sind die Einrichtungen noch nicht zu betrachten. Da die Zahl der Religiösen und Brüder mit jedem Jahre zunimmt — sie ist jetzt auf 94 gestiegen — so stellen sich immer grössere Bedürfnisse ein; daher müssen ausgiebige Räume und Einrichtungen geschaffen werden, damit

alle Mitglieder des Klosters nach Vorschrift der Regel in rechter Weise beschäftigt werden können.

Uebernahme. So ist denn seit 35 Jahren die Stätte, welche von 1480 bis 1795 als Kloster gedient hat, dann bis 1861 verödet war, mit einer Unterbrechung von 12 Jahren wieder seit 35 Jahren demselben hehren Zwecke übergeben wie früher. Sie blüht auf wie zuvor, nur sind es Trappisten und nicht wie vordem Cistercienser, welche diese Culturstätte ganz eigener Art wieder beleben. Bei der Uebernahme 1861 betrug der Umfang des Klostergebietes noch 274 preussische Morgen, heute gehören nach der Catasterrolle schon 101 Hectare, also an 400 Morgen zum Kloster. Dieselben sind mit den daraufstehenden Bauten auf die Civilgenossenschaft zum Betriebe von Ackerbau in Oelenberg-Elsass eingetragen, was jedenfalls eine durch die Erfahrung gebotene kluge Massregel war.

Betrachtet man die Fluren in ihrem heutigen Zustande und hört man von Augenzeugen, in welcher Verfassung sie vor 1861 waren, so muss man zugeben, dass die Männer, welche hier in geduldiger, emsiger Arbeit nach Art der Mönche des Mittelalters bauten, säten und ernteten, in so kurzer Zeit aus eigenen Kräften Grosses geleistet haben.

Ausser dem Trappistenkloster Oelenberg im Elsass, seiner Filiale in Mariawald und einer kleineren Stätte mit Namen Maria-Veen in Westphalen, die als Arbeitercolonie dient, besitzt der Orden keine andere Niederlassung in Deutschland.

Oelenberg ist Abtei. Mariawald steht unter dem dortigen Abte als Priorat. Dem Vernehmen nach soll aber Mariawald zur Abtei erhoben werden, sobald es die nöthige Anzahl geistlicher Professe hat, für deren Aufnahme noch einige bauliche Veränderungen erforderlich sind.

Stiftung.

Nachdem wir nun die Vorgeschichte des Klosters und seine Entstehung, sowie die Specialitäten über seine Lage betrachtet haben, wollen wir einen Blick auf die Stiftung und die Geschichte des Trappisten-Ordens werfen. Um das Jahr 480 wurde der Sohn einer edlen Familie in Nursia, unweit Spoleto in Italien — Benedict von Nursia — geboren. Als angehender Jüngling fühlte er in sich den Trieb, als Einsiedler zu leben. Daher bezog er eine Höhle in der Nähe Rom's. Bald sammelten sich um ihn eine Menge junger Leute, welche, wie er, ein ascetisches Leben führen wollten. Er organisirte eine Gemeinschaft und verfasste die Regeln, nach welchen sie ihr Leben richten sollten. Diese sind die Grundlage für alle christlichen Mönchsorden geworden. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft nannten sich nach dem Stifter Benedictiner. Die abzulegenden Gelübde waren Verzichtleistung auf jeden Privatbesitz (Armuth), unbedingter Gehorsam, Keuschheit und Stabilität (Verbleiben im Kloster). Die ganze Leitung einer Gemeinschaft ging vom frei gewählten Abte aus, dem ein Prior zur Seite steht oder in einer Filiale vertritt.

St. Benedict stellte eine Menge Regeln (Usus) auf, durch welche Kleidung, Nahrung und alle Gebräuche genau festgesetzt wurden. Seine Satzungen verbreiteten sich im Abendlande; die Ansiedelungen gewannen bald eine unerwartete Ausdehnung. Zunehmender Reichthum brachte schon im 9. Jahrhundert Verfall, wodurch eine Reorganisation nöthig erschien. So machte sich der gegen 1098 als Reformator auftretende Abt Robert verdient. Er gründete zu Citeaux (Cisterciam) bei Dijon ein Kloster mit verschärften Regeln. Seine Jünger nannten sich fortan „Cistercienser“. Aber schon gegen 1119 war die Gefahr einer Auflösung eingetreten. Da trat der berühmte Bernhard von Clairveaux mit 30 Anhängern in den Orden ein und brachte ihn bald zu hohem Ansehen. Es ist bekannt, dass dieser berühmte Heilige im Umgange mit Päpsten, Fürsten und dem Kaiser bedeutenden Einfluss auf den Verlauf der weltgeschichtlichen Ereignisse ausübte. Er veranlasste den zweiten Kreuzzug; sein Auftreten vor Kaiser Lothar im Dom zu Speier ist bekannt. Sein Einfluss war so gross, dass man nach ihm die Ordensbrüder Bernhardiner nannte. Doch auch seine Stiftungen verfielen dem Verderben, soviel sie im Laufe einiger Jahrhunderte auch geleistet hatten, in Folge von Anhäufung zu grosser Besitzungen.

Da trat 1636 ein Sprosse der edlen und sehr begüterten französischen Familie Le Boutilier, A r m a n d J e a n d e R a n c é, auf und reformirte den sehr verkommenen Orden, indem er ein verwildertes Cistercienserkloster, welches ihm durch Erbschaft zugefallen war, hergab und dort einen neuen, noch verschärften Orden immer unter Grundlage der Regeln des heiligen Benedict errichtete und ihn mit seinen grossen Reichthümern ausstattete.

De Rancé, ein Pathenkind des Cardinals Richelieu, verwöhnter Sohn eines sehr reichen Vaters, Liebling der Kö-

nigin Maria de Medicis, wurde als solches 1635 in seinem 11. Jahre zum Canonicus von Notre Dame de Paris ernannt, wobei ihm Präbenden von über 20 000 Francs zufielen. — Doch dies schien der übermässig reichen Familie noch nicht genug. Es wurden ihm noch weitere Beneficien zugeschoben, so dass er aus geistlichen Stellen wohl das doppelte Einkommen genoss.

2 So ging man zu der Zeit mit dem, was man Kirchengüter nannte, um! Wir können uns solche Zustände nicht denken. In Paris lebten 150 junge Abbés, meistens von 18 bis 30 Jahren, die über 1 500 000 Francs Präbenden genossen. Sie führten meist ein wildes, wüstes Leben und gehörten den „nobelsten“ Familien an; gar wenige von ihnen nahmen die Priesterweihe; sie speculirten auf einflussreiche Bischof- oder Prälatenstellen; erreichten sie solche nicht, so blieben sie Diakonen in erster Weihe; stand ihnen der angestrebte hohe Posten in sicherer Aussicht, so liessen sie sich rasch die höheren Weihen geben und wurden mit 20 bis 30 Jahren Bischof. In den meisten Fällen war der Posten mit einer Diplomatenstelle verbunden. Wer darüber Näheres erfahren will, der lese: „Histoire de l'abbé de Rancé par l'abbé Debois.“ Paris, Ambroise Bray 20 rue Cassette 1866. 2 Volumes. Dieses Werk ist mit so grosser Ehrfurcht vor allen kirchlichen Institutionen geschrieben, dass jedes Misstrauen aufhört; es geisselt auch nur die Missbräuche, die allerdings krassester Natur waren.

Nicht alle Männer, welche so jung in diese Carrière hineingetrieben wurden, schlugen diese Richtung ein oder beharrten in derselben. Dazu gehörte auch de Rancé, der Reformator der Cistercienser und Stifter des La Trappe-Ordens.

De Rancé war mit ausserordentlichen Begabungen, die sich schon in seinen Kinderjahren zeigten, ausgestattet; in

seinen Jünglingsjahren erregte diese vorzeitige Eigenschaft die Bewunderung Aller, die mit ihm umgingen. Sein Gedächtniss grenzte an das Wunderbare, seine frühzeitige Gelehrsamkeit und die Schärfe seines Geistes brachte in kurzer Zeit seine Lehrer in Verlegenheiten. In seinem 13. Jahre gab er den Anacreon mit Anmerkungen heraus und widmete das Werk seinem Pathen Richelieu. Nach seinem Tode haben sich die Gelehrten über den hohen Werth dieser Arbeit eines „Kindes an Jahren“ lobend ausgesprochen. Mit seinem 17. Jahre musste der junge Canonicus in einer öffentlichen Discussion mehrere aufgestellte Sätze vertheidigen. Er hatte Gegner, und man setzte ihm durch besonders gelehrte Männer hart zu. Die Discussion wurde in lateinischer Sprache geführt. Man wollte ihn durch Einwerfen von Behauptungen griechischer Autoren auf's Glatteis führen. Da fasste Rancé die Discussion in griechischer Sprache auf und citirte aus dem Gedächtnisse alle die Anführungen, zu denen die Gegner Folianten herbeigeholt hatten. Er ging nicht allein siegreich aus dem Streite hervor, sondern gewann einen Ruhm, der ihn selbst in solchen Dingen unantastbar machte. Dabei war de Rancé ein sehr freundlicher und freundschaftlicher Character. Doch war er auch ausgestattet mit allen Leidenschaften, welche in dieser Zeit die hohen Gesellschaften beherrschten. Er führte auch nach Empfang der Diaconatsweihe und selbst der Priesterwürde ein tolles Leben. Er war ein verwegener Reiter und ein leidenschaftlicher Jäger. Er erzählte später selbst, wie er öfters von Morgens bei Tagesanbruch bis Nachmittags 5 Uhr Jagdhetzen mitgemacht habe und dann die Kanzel bestieg, um gern gehörte und gelehrte Predigten aus dem Stegreif zu halten.

So ging das wüste Leben fort, bis er gegen 1658, 32 Jahre alt, in sich kehrte, zur Besinnung kam und sich auf

Eine schlüpfrige Lectüre!

sein Gut Veretz zurückzog. Nachdem er 1660 am Sterbette des Herzogs von Orleans, welcher auf ihn einen grossen Eindruck gemacht, gestanden hatte, trug er sich mit dem Gedanken, in den Cistercienserorden einzutreten. Den Entschluss führte er aber erst 1663 in dem Kloster von Perseigne, nachdem er seine Güter verkauft hatte, aus.

Das Kloster von la Trappe war schon eine alte Stiftung aus dem Jahre 1140. Sie verdankte ihr Entstehen einem normänischen Kreuzfahrer Rotrou. Die Cistercienser machten aus ihr eine Abtei, welche durch königliche Gunst unter Heinrich II. der Familie Bouthiller übermacht wurde. Sie gehörte zu den Kirchengütern, welche der Vater Rancé's für seinen älteren Sohn erwarb. Nach dessen Tod kam sie als Erbtheil zu den hohen Präbenden des jugendlichen Canonicus. Damit fiel ihm auch der Titel Abbé (Abt) zu. Rancé kümmerte sich wenig um die Verwaltung des Institutes; er überliess dies dem Prior. Schon sein habsüchtiger Vater hatte die Einkünfte desselben eingestrichen und der Gemeinde nach Belieben von den Erzeugnissen des Bodens der Abtei einen Theil überwiesen. Die Gebäulichkeiten waren zerfallen, und das klösterliche Leben hatte darin aufgehört. Die Bewohner hausten darin wie wüste Räuber und halbe Barbaren. So berichtet de Rancé selbst.

Das Kloster lag in einem sehr engen und schroffen Felsenthale, in welches man an verschiedenen Stellen durch in Steine ausgehauene Stufen hinabstieg. Solche Stufen wurden in der alten Landessprache Percheronne, „trapes“ genannt. Daher erhielt das Thal den Namen „la Trappe“, welcher dann der Abtei beigelegt wurde. In den dem Schreiber dieses vorgekommenen deutschen Erwähnungen über den Trappisten-Orden ist „La Trappe“ irrthümlicher Weise aus dem französischen Trappe — Fallthüre hergeleitet. Das Thal

gehört zur Normandie und liegt sehr isolirt in 4 Stunden Entfernung von Mortagne, Departement Orne.

De Rancé traf das Kloster in einem elenden Zustande; die 8 Männer, welche noch da lebten, waren richtige Räuber, das Klostergebäude war eine Zufluchtsstätte des schlimmsten Gesindels geworden. De Rancé hatte seine Güter verkauft und einen Theil des Erlöses an Armeninstitute verschenkt. Er beabsichtigte, eine erhebliche Summe zur Wiederherstellung des Klosters zu verwenden. Vor Allem musste aber dort gesäubert werden. Seine Ermahnungen an die dort hausenden Mönche hatten keinen Erfolg; er zeigte ihnen an, dass er vorhabe, eine Reorganisation vorzunehmen und Brüder der strengen Observanz hinzuzurufen. Er fand nicht allein scharfe Opposition, es wurde ihm sogar nach dem Leben getrachtet. Durch Anrufung königlicher Gewalt gelang es ihm, sich mit den Räubermönchen abzufinden; sie erhielten eine Jahrespension und zogen sich dann zurück. Er liess nun die von Perseigne aus beordneten Cisterciensermönche dort einziehen, musste aber erst noch die zum Theil zerfallenen Gebäulichkeiten wieder herstellen. Er that dies in dem Sinne der Restitution, da er den langjährigen Bezug der Klostereinkünfte als unrechtmässiges Gut betrachtete, und soll dazu nach heutigem Geldwerthe über eine Million Mark verwendet haben. Nun herrschte in La Trappe bald wieder klösterlicher Sinn und ernste Sitte. De Rancé stand als Abbé commendataire noch immer an der Spitze der Abtei, ohne Ordensmitglied zu sein. Er fühlte aber den Klosterberuf in sich und nahm 1663 zu Perseigne das Ordenskleid an. Nachdem er bis 1664 dort und in einigen anderen Klöstern verweilt hatte, legte er 1664 sein Gelübde als Professe ab und wurde gleich förmlich als Abt von La Trappe gewählt und angestellt.

Die Regeln, nach denen die Mitglieder nun leben sollten,

waren nicht von der Strenge, wie sie ursprünglich durch den hl. Benedictus vorgeschrieben worden; sie bewegten sich, wie de Rancé selbst sagt (*dans le bas fond*), im Untergrunde des wahren Mönchthums. Er wollte „höher“ hinaus. Er ging daher auf die ursprünglichen Regeln der Benedictiner zurück. Zur Besorgung der materiellen Dinge fand er in einem der Professe einen vorzüglichen Stellvertreter, den er zum Schaffner ernannte. Nun konnte er sich ganz dem Berufe der inneren geistigen Reorganisation widmen, und so entwickelte sich unter seiner Leitung, gestützt auf die Regeln und Gebräuche der Cistercienser, der Orden, den man fortan „Trappisten-Orden“ nannte. Das Kloster zu La Trappe erhielt den Titel: Haus Unserer Lieben Frau von la Trappe.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, eine Geschichte der Entwicklung des Trappisten-Ordens zu schreiben. Wenn in etwas ausführlicherer Weise über seine Stiftung und seinen Stifter berichtet ist, so geschieht das in diesem Schriftchen, weil bei den meisten Laien, sowohl Freunden wie Gegnern des Ordenswesens, ganz falsche Anschauungen über das Wesen der Ordensgesellschaft und über das Leben der Trappisten herrschen.

Um dennoch klarzustellen, welche Beweggründe es waren, die zur Verschärfung der bestehenden Mönchsordensregeln und zur Gründung dieses besonderen Ordens führten, dürfte ein Rückblick auf die Ordenszustände zur Zeit seiner Entstehung angebracht sein.

Die einfache und strenge Lebensweise der Mönche, die in verschiedenen Orden nach der Regel des heil. Benedictus lebten, hatte sich schon im 12. Jahrhundert so gelockert, dass Reformen nöthig erschienen. Es ist in diesen Blättern schon auf die Reformatoren Robert (1098) und St. Bernhard (1119), Stifter der Cistercienser, hingewiesen

worden. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts trat wieder eine Abnahme des Eifers ein. Die übermässige Anhäufung von Gütern und Reichthümern brachte Lebensweisen, die dem Zwecke des Ordensberufes nicht mehr entsprachen. Kriegerische Ereignisse, Störungen in den bestehenden socialen Verhältnissen, Umwälzungen in den sittlichen Anschauungen traten in das beschauliche Leben dieser kirchlichen Ordensverbindungen störend ein. Schon ihre grossen Besitzungen zwangen sie, dass sie sich im Getriebe der weltlichen Dinge viel zu viel bewegen mussten. Dazu traten die Reformationsideen des 16. Jahrhunderts, die Trennung der occidentalen Christen, dann anfangs des 17. Jahrhunderts der ungeheuere Einfluss, den die weltlichen Regierungen auf die Verwaltung der Kirchengüter und die Vertheilung der Kirchenämter selbst höchsten Ranges ausüben konnten. Könige verliehen Bischofswürden, stellten Aebte und sonstige hohe Würdenträger an. Der Adel, von welchem zur Zeit die Klöster mit zu hohen Stiftungen beschenkt worden waren, betrachtete diese allerdings ungeheuren Güter als berechtigten Erbtheil für diejenigen seiner Söhne, welche nicht zur Fortpflanzung des Stammes, zum Zusammenhalten des Hausgutes oder zum Soldatendienste bestimmt waren. Durch Gunst oder Verpflichtung der Könige und Fürsten gegenüber ihren Dienern kam es denn dahin, dass Abteien, Kirchengüter, Klöster, Bisthümer, Canonicate und andere Kirchenämter mit sehr grossen Einkünften ausgestattet und ohne jede Rücksicht auf die Eigenschaft oder Würde der Person verliehen und verschenkt wurden. Selbst die allerverwerflichsten Dienste wurden auf diese Weise belohnt. Wie wären sonst die Chorherren, von 10 bis 20 Jahre alt, mit Einkünften von 20- bis 30 000 Lires — und es waren deren eine grosse Zahl — möglich gewesen! Die Präbendengeniesser kümmerten sich nicht um ihre Klöster und Kirchen;

sie verbrauchten die Gelder zu ihren Privatzwecken, die Klosterbauten zerfielen, das Leben im Innern lockerte sich und Zügellosigkeit wurde allgemein. Der Luxus, den die Klöster trieben, ging über alles Maass hinaus, und gerade am schlimmsten bei denjenigen, die ihrer Regel nach am strengsten leben sollten. Die Aebte von Citeaux, welche die strengsten Regeln hatten, in denen die Armuth obenan stand, lebten in oder auch abgetrennt von der Gemeinde in höchstem Luxus, fuhren in vergoldeten Equipagen mit Sechsgespann, begleitet von bewaffneten Ehrendienern, wie Fürsten aus. Sie waren ja auch ohne jeden Beruf zu ihren Würden gekommen. Dass unter solchem Regimente das Klosterleben sich lockern, ja zu Grunde gehen musste, ist wohl erklärlich.

So wie de Rancé sich um das Kloster, dessen Präbenden er seit seinem 11. Jahre genoss, von dem er auch Vorsteher (Abt) war, in keiner Weise bis zur Zeit der Einkehr in sich kümmerte, trieben es viele der so zahlreichen Abbé's von „Königs Gnaden“. Diese Grossen haben die Klöster auch oft bewohnt und füllten die Stellungen, welche mit dem Besitz verbunden waren, persönlich aus, wobei dann das Unheil noch grösser wurde, da ihr Beispiel die ganze Gemeinde verpestete und die Reformen sehr erschwerte. Es ist leichter zu gründen, als zu reformiren.

Unter den geschilderten Zuständen wurde das Streben nach einer allgemeinen Reform doch fühlbar; lebten ja trotzdem noch viele Männer, die sich neben den unberufenen Elementen der Sache in ihrer ursprünglichen Tendenz mit inniger Ueberzeugung hingaben. — So kam denn zur Lebzeit de Rancé's das Bestreben auf, die französischen Klöster zu reorganisiren, zu welchem Zwecke 1664 die Aebte oder Deputirten derselben sich in Paris versammelten, woselbst dann ein Ausschuss von 9 Aebten gewählt wurde, um die

wichtige Angelegenheit in Rom zu vertreten. Die Stimmen fielen alle auf de Rancé, als man den Sprecher bezeichnete. Seine Berufung auf die kurze Zeit seiner Amtsfunction und die wenige Erfahrung, welche ihm zur Seite stände, blieb unberücksichtigt. Er unterwarf sich.

De Rancé musste nun erfahren, was es heisst, als Reformator aufzutreten. Man fand nicht allein Opposition in den Klöstern selbst, sondern auch durch den Einfluss der weltlich Gesinnten bei den höchsten Würdenträgern der Kirche. De Rancé musste sich gegen die ärgsten Verleumdungen vertheidigen. Er war derjenige, welcher nicht allein zu den ursprünglichen einfachen Regeln des Mönchthums zurückkehren wollte, sondern er verlangte auch Verschärfungen der „Us“. Zum Lohne dafür wurde er als überspannt, ja als halb verrückt und ehrgeizig ausgeschrien. Das geschah sogar von angesehenen Prälaten und Bischöfen. Nach vielen harten Kämpfen, verschiedenen Reisen und Conferenzen, sowie Audienzen beim Papste gelang es, eine Reform durchzusetzen, die allgemeine Satzungen einführte und für jede Abtheilung oder Ordensklasse feste und besondere Gebräuche (Us) feststellte. Der Abbé von La Trappe setzte für sein Kloster eine bedeutend verschärfte Ordnung durch, die später von allen aus diesem Orden hervorgegangenen Filialen festgehalten wurden, für alle Trappistenklöster Geltung hatte und auch noch heute mit einer im Jahre 1894 eingeführten geringen Veränderung gilt.

Nachdem die Reformen die päpstliche Genehmigung erhalten hatten, galt es, sich in Frankreich mit dem Königthum und den Grossen, die sich in alle diese Dinge einzumischen für berechtigt erachteten, abzufinden. Dafür war de Rancé der richtige Mann; obgleich er wegen Körperschwäche sich gezwungen fühlte, sein Amt als Abt 1695 niederzulegen, blieb er als der unentbehrliche Beschützer

das Schild und der Kämpfer seiner Stiftung, so in Anspruch genommen, dass er bis zu seinem Tode (1770) nicht zu dem beschaulichen Leben und zu der völligen Ruhe kommen konnte, die er für sich und seine Jünger mit vielem Eifer angestrebt hatte. Wer seine merkwürdige Lebensgeschichte genauer betrachtet, wird sich den Gefühlen nicht entziehen können, dass sein feuriges Naturel, seine hohen Geistesanlagen, sein Gefühl für Recht vielfach Veranlassung zu Dingen gaben, die bei einem weniger feurigen Character vermieden geblieben wären. Wer eine Anzahl erheblicher Schriften herausgibt und 1500 Briefe hinterlässt, die er mit der Welt gewechselt hat, kann unmöglich die Ruhe finden, die der Trappistenmönch erstrebt. Man muss dabei aber auch bewundern, wie der so feurig angelegte Mann sich zu bezwingen verstand und seinen Jüngern sowie der übrigen Welt zwischen allen seinen Arbeiten und Sorgen, die neben seinem eigentlichen Berufe lagen, ein erhabenes Beispiel seltener Selbstverläugnung, aufrichtiger Demuth und wahrer Selbstbezwungung gab, wie sie für den echten, idealen Trappisten, wie er ihn eben wollte, nicht leuchtender hätten sein können.

Abbé de Rancé gerieth durch seine übermässigen Anstrengungen und durch sein strenges Leben in einen körperlichen Zustand, der ihn zwang, 1695 als Abt zurückzutreten. Ueber diesen Rückzug liegen genaue Berichte vor, welche zeigen, dass seine Strenge doch übertrieben war. Das hielten ihm seine Freunde, unter welchen die höchsten, durch ihre Frömmigkeit bekannte Bischöfe und Prälaten, unter Anderen der berühmte Bossuet, waren, vor. Wenn an einer Stelle erzählt wird, wie er nach der Wahl seines Nachfolgers als geringster der Brüder sich ihm in seinem Ordenskleid, welches so abgenutzt war, dass es in Fetzen fiel — *froque à moitié pouri, qui tombait en lambeaux* — zu Füßen

warf, und denselben bat, ihn von nun an als Geringsten zu behandeln, so verräth dies eine Selbstverleugnung, die der Weltmensch nicht versteht. Dies mag dann selbst auch in dem strengsten Orden zu den Handlungen rangirt werden, von welchen ein noch lebender hochangesehener französischer Prälat und gelehrter Schriftsteller sagt: „Il faut accompagner les oeuvres de la foi de toute raison qui est en nous; il y a un mérite non moins difficile que la perfection, c'est la mesure de la perfection. En fuyant l'extrême du mal, nous penchons à l'extrême du bien.“

„Hors Jésus Christ personne ne rencontra le point imperceptible en deçà et au delà duquel finit la perfection. Tel's excès sont plutôt à admirer qu' à imiter. L'humanité se jette facilement dans l'exageration du bien, c'est en défaut de la juste ponderation. Seul Jésus Christ n'a rien de heurté dans sa vertu, pas même un excès de perfection“ —.

Der Nachfolger Rancé's war einer seiner Schüler — Pierre Foisil — als Abbé, Dom Zosimus, welcher seit 1687 sein Prior war.

Zu der Zeit wurden die Aebte durch den König angestellt. Dieser hätte nun einem beliebigen weltlichen Geistlichen die Abtei verleihen können. Ludwig XIV. stand aber damals schon unter dem Einflusse der frommen Madame de Maintenon; er schätzte de Rancé sehr und verlieh die Abtei einem seiner Klostersöhne. Der kräftige und sehr gesunde Dom Zosimus wurde aber schon 2 Monate nach seiner Installirung vom Schlage getroffen und starb. Ihm folgte auf Rancé's Vorschlag Armand François Gervaise, ein gelehrter und feiner Mann, der auch Prior in La Trappe war. Dieser legte entgegen den Ansichten de Rancé's eine Filiale in d'Estrées an. Da er das aber ohne königliche Genehmigung that, fiel er in Ungnade und hatte de Rancé

Mühe, den Missgriff am Hofe wieder auszugleichen. Die Stiftung musste aufgehoben werden, der König war allmächtig in diesen Dingen, vergass aber den Fehlgriff und zeigte La Trappe noch immer seine Gunst. — Seitdem ist auch bis zum Tode Rancé's kein Versuch zur Anlage einer weiteren Niederlassung gemacht worden. La Trappe aber vergrösserte sich; desshalb sah man sich von 1700 an genöthigt, weitere Klöster zu errichten, so dass gegen Ende des 18. Jahrhunderts 16 Stiftungen vorhanden waren, die sich aber ganz auf Frankreich beschränkten.

Das Regiment der Jacobiner hob 1792 alle Klöster auf und die Trappisten wurden ausgetrieben. Unter einem energischen, eifrigen Novizenmeister — Dom Augustin de Lestrange — zogen sie nach der Schweiz, wo sie gute Aufnahme fanden. Aber auch dort mussten sie, wie überall, wo sich die französischen Waffen den Weg bahnten, weichen. So verbreitete sich der Orden von einem Lande zum andern über ganz Europa; selbst bis in Russland hinein versuchten sie Ansiedelungen. Zwar duldete Napoleon I. sie eine Zeit lang, decretirte aber 1811: *Les convents des Trappistes sont supprimés dans toute l'étendue de notre empire!* (Die Trappistenklöster sind hiermit im ganzen Kaiserreiche aufgehoben.)

Die bedeutendste Niederlassung war die von Darfeld bei Münster in Westphalen, aber auch diese wurde durch König Jerome aufgehoben, und so ging es in ganz Deutschland und in Italien. Die Mönche mussten zerstreut als Privatleute in verschiedenen Gegenden Unterkommen suchen. Sie lebten in einzelnen Gruppen zusammen, ihre Regeln, so gut es anging, einhaltend, die weiter kommenden Ereignisse abwartend.

Rückkehr. Der Sturz Napoleon's gab ihnen die lang erhoffte Freiheit zurück. Sie bezogen die alten Stätten,

so weit sie selbe zurückerwerben konnten, in Frankreich wieder und richteten sich möglichst genau nach den Rancé'schen Regeln ein.

In Westphalen wurden die Niederlassungen in Darfeld und bei Paderborn wieder bezogen. In den so bewegten Zeiten sind die versprengten und dadurch desorganisirten Klöster auch nicht von inneren Zerwürfnissen frei geblieben. Die Darfelder Gemeinde erhob sich gegen ihren allzustrengen Abt Dom Augustin de Lestrange. Der Streit wurde sehr unerquicklich, die Gemeinde trennte sich. In Rom, wo die Sache zur Entscheidung vorgelegt wurde, drang der Abt nicht durch; er fand ähnliche Intriguen und Schwierigkeiten wie die, auf welche de Rancé gestossen.* Die Darfelder setzten die Wahl eines neuen Vorstehers durch, konnten sich aber ihres blühenden Institutes nicht lange erfreuen.

Im Jahre 1825 hob man im preussischen Staate den Orden auf. Die Gemeinden, welche früher, aus Frankreich vertrieben, in Deutschland Asyl gefunden hatten, fanden eine von dort ausgewiesene Hospitalität in Frankreich.

Durch die Vertreibung aus Frankreich Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der bis dahin auf dieses Land verwiesene Orden Gelegenheit gefunden, Niederlassungen fast in allen Ländern Europas, selbst in Russland; auch überseeisch, in

* Der Hauptgrund der Unzufriedenheit lag darin, dass der Abt von dem Mutterkloster val Sainte in der Schweiz aus den Niederlassungen in Westphalen stets die besten Kräfte zur Abordnung in allen Ländern, wo er Niederlassungen stiftete, wegnahm. Man sprach ihm dieses Dispositionsrecht ab und so entstand der Streit. Hierbei ist nicht zu vergessen, dass in diesen wirren Zeiten, wo das eigentliche Stiftkloster aufgehoben war, Lestrange nicht so unstreitig als Generalabt des ganzen Ordens konnte angesehen werden, obgleich allein ihm und seiner Energie das Weiterbestehen des Rancé'schen Werkes zuzuschreiben ist. Später ist das auch anerkannt worden.

England, Irland und America, hatten die Vertriebenen Fuss gefasst.

Nach Auflösung der westphälischen Niederlassungen fanden diese Gelegenheit, eine alte, aufgehobene Kloster-niederlassung Oelenberg im Elsass, 3 Stunden von Mülhausen gelegen, damals noch französisch, zu erwerben, und so richteten sie sich 1826 daselbst ein. Diese Abtei entwickelte sich in kurzer Zeit zu einer der erheblichsten. Von ihr ging 1861 Mariawald als Filiale aus, wie dies auf Seite 8 mitgetheilt ist.

Am erheblichsten entwickelte sich der Trappisten-Orden in dem Lande, in dem er seinen Ursprung hatte. Die Rancé'sche Stiftung de la Trappe ist gleich nach dem Ausbruche der französischen Revolution zerstört worden. Bei der Rückkehr der Trappisten in Frankreich fanden sie nur Ruinen, und die zur Abtei gehörigen, vorhin blühenden Felder waren in 40 Jahren wieder zu einer Wüstenei geworden, und daher billig wieder zu erwerben.

Zehn Jahre nach der Rückkehr der rührigen Brüder war der vorhin so blühende Zustand wieder hergestellt. Das verödete Thal von la Trappe hatte sich wieder belebt, und auf den dahin führenden verlassenen und verödeten Wegen sah man wieder Wanderer, Fuhren und Equipagen.

Das ist nun ein unwiderlegliches Beispiel von der Bedeutung der la Trappe'schen Klöster im Sinne ihrer Wirkung auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete.

Hat sich das denn in Mariawald nicht gerade ebenso gestaltet?

Als im 15. Jahrhundert die Cistercienser dorthin kamen, war es ödes Haideland. Sie verwandelten dasselbe in eine blühende Au! 1795 hob man ein blühendes Institut auf. Diejenigen, welche es ankauften, gingen der Reihe nach

darauf zu Grunde. Seit 1861 ist es wieder in Händen der Trappisten, und heute, 35 Jahre später, ist es eine Muster-Anstalt für Oeconomie und andere Betriebe. Diese Thatsachen sprechen für sich selbst.

Industrie. In Frankreich klagten die Gewerbetreibenden darüber, dass diese Klöster ihnen Concurrrenz machten und daher das Leben erschweren. Wer die damals dort herrschenden Vorschriften liest, könnte freilich über Manches etwas befremdet sein. So hiess es in den Vorschriften, für die Producte wie Vieh, Mehl, Brod, Bier u. a. sollen nicht die höchsten Preise angestrebt, sie sollen vielmehr immer unter Marktpreis abgesetzt werden. Nun, das bietet einen erlaubten, aber immerhin für den Producenten, der sie nicht so billig herstellen kann, wie die Trappisten, gefährlichen Wettbewerb, und da sind die Klagen begreiflich. Ob diese ursprüngliche Verordnung auch noch heute gilt und ob sie für Mariawald angewendet wird, hat der Verfasser nicht erfahren. Wohl hörte er Wirthe, Fuhrunternehmer etc. über die Concurrrenz, die von Mariawald aus geboten werde, klagen, bemerkte aber den Betreffenden dazu Folgendes: „Wie stand es denn hier in der Umgebung vor der Wiedererrichtung des Klosters? Kamen hier Gäste, die dem Wirthe Verdienst, die dem Fuhrunternehmer einen Erlös brachten, die dem Verkäufer Waaren abnahmen? Heute ist das Kloster ein Anziehungspunkt. Tausende Fremde, die sonst die Gegend nicht sehen würden, wandern dadurch.

Wenn nun von 100 Fremden, die das Kloster anzieht, 10 in ihm gastliche Aufnahme finden, für 5 davon eine Fahrt macht, so sind doch die 90 oder 95 anderen auf die Umgebung verwiesen. Früher kamen aber statt 100 nur 10 Fremde in die Gegend. Kann unter diesen Umständen das Kloster ein schädlicher Concurrent sein? Oder ist es nicht vielmehr der Hauptanziehungspunkt für die sonst verödete

Gegend geworden? Darauf blieben die Gegner die Antwort schuldig.

Wesen und Principien. Der Trappist ist ein eigen organisirter Mensch; er ist aus Beruf und eigenem erprobten Willen in einen strengen Dienst Gottes getreten. Das Geräusch der Welt ermüdet ihn, die Gesellschaft langweilt ihn, und um sich nicht selbst lästig zu werden und nicht Anderen unerträglich zu sein, muss er allein oder nur mit solchen leben, die so denken und leben wollen, wie er. Daher sucht er die Einsamkeit oder den Ort auf, wo er in stiller, durch nichts gestörter Ruhe bei den strengen Regeln, die er mit seinen Genossen auf's Pünktlichste beobachtet, und die er auch von seinen Gesinnungsgenossen, die mit ihm leben, beobachtet wissen will, leben kann. Er muss also den tiefen Wald, die enge Felsenschlucht oder das einsam liegende Plateau aufsuchen, um sich ein Haus zu erbauen, in dem er ein ganz geräuschloses, beschauliches Leben führen, in dem er zum Lobe Gottes beten und singen kann, in welchem ihm jede Zerstreuung, welche die Welt bieten kann, ferne bleibt. Da er dieses nicht als Einsiedler thun kann, ist es nöthig, dass er, soll die Congregation leben und bestehen können, mit den Genossen durch der Hände Arbeit das tägliche Brod verdient. Zudem schreibt ihm seine Fundamentalregel das Arbeiten als Gelübdepflicht vor.

So lange es Menschen gibt, werden dazwischen auch solche sein, die ein Einsiedlerleben suchen. Das finden wir bei allen Völkern und in allen Erdtheilen, und das lehrt uns die Geschichte durch alle Jahrtausende hin. Bei den alten Völkern gab es auch Einsiedler, und sie galten für die Weisen, sowohl bei den Israeliten, wo sie als Propheten, bei den Griechen, wo sie als Philosophen, bei den Persern und Indiern, wo sie als Religionsstifter eine Rolle übernahmen. Selbst Mohamed lebte eine Zeit lang als Einsiedler.

Nach den Rancé'schen Satzungen hat der Trappist mit der Welt abgeschlossen; wie er nicht mehr für die Welt leben soll, soll sie für ihn nicht mehr da sein. Er sagt wörtlich: „Für den Trappisten ist die natürliche Familie fort, für ihn bleibt nur eine Familie, das ist die Gottes.“ Vordem hatten die strengsten Orden noch einigen Verkehr mit der Aussenwelt. De Rancé schloss die Thür hinter den Ordensleuten für immer zu, und Keiner sollte da Eintritt finden, es sei denn mit der Absicht, Ordensmann zu werden. Die Trappistenregel verbot jeden Verkehr mit der Aussenwelt, sogar mit Vater und Mutter, selbst in den äussersten Fällen. Brieflicher Verkehr war durchaus untersagt; die Idee Vater und Mutter durfte nur mit Bezug auf den Himmel bestehen, die menschlichen waren todt für den Trappisten. Wenn der Vater eines Ordensmannes starb, wurde gebetet für einen aus der Familie eines Ordensbruders Gestorbenen. Ein Ordensmitglied betete also für seinen Vater, ohne zu wissen, dass es sein eigener sei.*

Von gleicher Strenge und Härte sind die sonstigen Ordensvorschriften Rancés in Bezug auf Schweigsamkeit, Nahrung, Gehorsam, Arbeit u. s. w. Sie waren absolut in diesen Dingen. So ging es mit der Schweigsamkeit so weit, dass ausser mit den Oberen nach eingeholter Zustimmung ihrerseits, wo dann das absolut Nöthige und kein Wort mehr durfte gesprochen werden, der Trappist niemals einen Ton aus seinem Munde kommen liess, es sei denn als Gebet und Gesang zum Lobe Gottes. Ja, es war ihm selbst untersagt, sich mit den Andern durch Zeichen zu verständigen oder

* Lorsque l'abbé était averté que le père ou la mère d'un des religieux était mort, il disait au chapitre, sans nommer personne: „Il vient de mourir quelqu'un à qui notre maison doit porter interet; nous allons prier pour le repos de son âme. — On pleurait son père autant de foi q'on pleurait le père inconnu d'un compagnon. (Dubois T. I. L. VI. Ch. VII.)

doch nur in Nothfällen, und dann nur solche, welche diesen Fällen in möglichster Kürze entsprachen.

Nachdem de Rancé diese scharfen Regeln durchgesetzt hatte, fand er durch seinen persönlichen Einfluss treueste Befolgung im eigenen Kloster, musste aber auch die Erfahrung machen, dass sie wegen ihrer Strenge und Schärfe in der Welt und selbst bei der hohen Geistlichkeit getadelt und verspottet wurden. Seine Freunde in Paris erklärten, er sei zum Fanatiker geworden; seine Handlungen seien von seiner Jugend her stets überspannt — „outrées“ — gewesen. Selbst hochgestellte Prälaten und Bischöfe erklärten ihn für fanatisch und gar verrückt. An den Generalabt von Cîteaux, welchem ca. 1000 Klöster in Frankreich unterstellt waren, fand er den ärgsten Gegner. Dieser Prälat, welcher auch in Rom in höchstem Ansehen stand, hat der Anerkennung und Durchführung der Reformregeln, und namentlich der besonders strengen „Us“ der Trappisten härtesten Widerstand entgegengesetzt. Er nahm die Abhängigkeit des La Trappe-Klosters für Cîteaux in Anspruch und klagte de Rancé als Rebellen an. Es war diesem bei den äusserst strengen Massregeln, die er für sein Kloster betreffs der Disciplin aufgestellt hatte, hart, gegen diesen Anspruch anzugehen. Mit eisener Energie führte er aber den Kampf durch und fand erst gegen 1689 volle Anerkennung, aber nicht die so sehnlichst gesuchte Ruhe.

Die Angriffe auf seine Stiftung kamen von allen Seiten. Unzufriedene Weltliche, welche in den Schenkungen des enormen Vermögens der Bouthillers zu frommen und klösterlichen Zwecken, als Restitution unberechtigten Besitzthums, einen Eingriff in ihre Privilegien erblickten, klagten de Rancé bei Hof und in der grossen Welt für allerlei unerlaubte Bestrebungen an. Die unzufriedenen Prälaten, welche in den Reformen, die sie in erster Linie dem Abbé

von la Trappe zugeschrieben, eine Schädigung ihrer angemassen Rechte und ihrer üppigen Lebensweise erblickten, blieben unerbittliche Gegner; in der Gelehrtenwelt fand de Rancé nicht wenig Gegnerschaft. Von Jugend auf hatte er gerne dissertirt und discutirt; er hatte vor seinem Eintreten in das Klosterleben so manches Buch geschrieben, und nun wurde er genöthigt, zum Schutze seiner Stiftung und zu seiner Vertheidigung noch Vieles zu schreiben. Es sollen von ihm über 1500 Briefe in dieser Richtung vorhanden sein.

Es ist erklärlich, dass ihm das nicht die Ruhe bringen konnte, welche er so sehr suchte und die er für die Männer seines Ordens in so hoher Weise beanspruchte. Beim Studium seines Lebenslaufes kommt man auf den Gedanken, dass das, was er für seine Gemeinde beanspruchte, für ihn selbst kaum eintreten konnte. Er musste mit der Welt in Connex und ständigem Verkehr bleiben. Sein Leben war nicht das, was das eigentliche Trappistenthum nach seinen eigenen Vorschriften sein soll. Wer wie er in stetem Kampfe mit der Aussenwelt bleiben muss, kann kein echtes Trappistenleben führen. De Rancé's Genie und seine Neigungen mögen viel dazu beigetragen haben, dass er in manchen Fällen seine scharfen, geistigen Waffen gebrauchte; er mag meistens im Interesse seines Ordens dazu gezwungen worden sein, doch kann man nicht umhin, zuzugeben, dass er es manchmal hätte vermeiden können. Für seine Orden setzte er manchmal das Unerhörte durch; das aber war unmöglich, wenn er mit seiner Person ganz das sein wollte, was er sich unter dem idealen Trappisten gedacht hat und was er von dem Einzelnen seiner Gemeinde forderte. Er war der Capitän und gleichzeitig der Steuermann am Ruder eines Schiffes, welches, durch ewige Stürme segelnd, den

Hafen erreichen sollte, in der sich die Mannschaft sicher ausruhen konnte.

Wir kommen später näher auf die heute geltenden Regeln zurück; sie haben seit der Einrichtung durch de Rancé einige Modificationen erlitten, in ihren Fundamentalsatzungen sind sie dieselben geblieben; doch wollen wir auf einige derselben, so wie der Stifter sie aufgestellt hat, etwas näher eingehen.

Zum Capitel Gehorsam sagt Abbé de Rancé: „Wer ein Volk bilden, eine Armee schaffen, ein Kloster stiften will, muss als Fundamentalregel den unbedingten Gehorsam obenan stellen. Dazu ist ein Oberster nöthig, welchem ohne jedes Bedenken gehorcht wird. Dieser soll den Vorschriften strengstens nachkommen, aber Autorität ist unmöglich ohne Unterwerfung derjenigen, die sie über sich annehmen. Der Bürger muss den Landesgesetzen unbedingt folgen, nur dadurch kann Sicherheit im Lande entstehen. Der Soldat, welcher auch nur eine Minute zu spät erscheint, der nur eine Silbe einwendet oder gar seinen Obern beleidigt, erhält sofort Strafe. Man mag denken, das sei zu strenge, muss sich aber doch gestehen, dass es eine Nothwendigkeit ist; denn ohne dies kein Volk, keine Armee, keine öffentliche Macht, und ohne diese im Vaterlande keine Sicherheit, weder gegen äussere Feinde noch gegen innere Ruhestörer. Der Mönch, der Religiose, ist ein Soldat, ein freiwilliger, und nach seinem Entschlusse in lebenslänglichem Dienste. Er hat seinen General, seinen Hauptmann, seinen Officier und Corporal, seine Fahne, seine strenge Disciplin, seine Gelübde.“

Der Vergleich ist von de Rancé selbst, er ist treffend, und man begreift, dass kein Klosterleben ohne unbedingten Gehorsam denkbar ist. — Der Gehorsam geht so weit, dass zwischen Befehl und Gehorchen kein Zeitraum bleiben soll. Würde dem Mönche etwas befohlen, was auszuführen un-

möglich scheint, so muss er sofort das Unmögliche versuchen, wenn er auch die Ueberzeugung hat, dass der Versuch nicht gelingen kann. Das ist allerdings Kadavergehorsam und erscheint ungeheuerlich. Indessen steht es beim selbst nicht aus eigener Neigung dienenden Soldaten anders?

De Rancé sagt gerade heraus: Wer Mitglied des Ordens werden will, soll Cadaver in den Händen seiner Vorgesetzten sein! — !. — Nur in undenkbarem Falle, wo ihm etwas Sündhaftes zu thun geboten würde, darf er sich weigern, die Befehle zu befolgen. Wenn ein Trappist in seiner Todesstunde gefragt würde: Was hast du als Ordensbruder auf der Welt gethan, müsse er antworten können: „Ich habe gehorcht und anderen gezeigt, wie man zu gehorchen hat.“ . . —

Von der Besitzlosigkeit (Armuth) verlangt die Trappistenregel das Aeusserste. Nichts soll der Cenobite sein nennen, nichts soll sein Eigenthum sein. De Rancé sagt: „Der Trappist ist in die Einsamkeit gezogen, um dem eigenen „Ich“ den äussersten Kampf zu bieten. Nun bietet jeder Eigenbesitz eine Anhänglichkeit an das Ich und verkörpert es materiell. Daher verhindert es das ganze Aufgehen in Gott. Daher fort mit dem persönlichen Besitz! Das geht so weit, dass schwere Strafen auf die Bezeichnung „Mein“ gestellt sind. Nicht mein Buch, meine Feder, sondern nur unser Buch, unsere Feder, unser Kleid darf gesagt werden.“ De Rancé liess nur das „Mein“ für „Culpa“ zu, also: mea culpa. Ein Mönch, der beim Tode in Besitz auch nur eines Liards gefunden würde, wird reprobirt, und das bei ihm Gefundene soll ihm in's Grab, das für ihn an einem ungeweihten Orte aufgeworfen würde, gelegt mit den Worten: Tecum sit in aeternam perditionem! — so steht es in der Fundamentalregel. Hart, fast unmenschlich hart erscheint das. Und wie vertheidigt dabei der idielle

Trappist den grossen, manchmal überreichen Besitz der Klöster?“

Hören wir eine Autorität: Das Kloster ist eine Commune, in welcher die Gesellschaft gemeinschaftlich lebt. Sie ist verpflichtet, dem Mitgliede, das nichts sein eigen nennt, Nahrung, Kleidung, Pflege zukommen zu lassen, daher muss sie Besitzstand haben. Selbst im Gotteshause soll Einfachheit herrschen; kein Gold, kein Silber soll da sein. Nur für die heiligen Gefässe war es gestattet. Die Kirchengewänder mussten höchst einfach sein. Was nutzt die Weihrauchwolke aus silbernen Gefässen, sagt de Rancé, sie muss aus dem Herzen kommen.

Jetzt ist man in dieser Richtung etwas anderer Ansicht geworden. Wird das Kloster reich, so kann es das legitimer Weise sein, doch soll nach dem Sinne des Stifters das Ueberflüssige verwendet werden zur Gastfreundschaft, zu Spenden an Arme und Arbeitslose, an dürftige Kranke, selbst an die Nation in Calamitäts-Zeiten. Wenn der Ueberschuss dagegen verwendet wird, um der Gemeinschaft Bequemlichkeiten zu schaffen, dann ist das — abus — und führt Unglück und Verderben herbei. Beurtheilen wir die Klöster nicht aus den durch Reichthum herbeigeführten Ruinen, sondern nach dem Sinne, wie sie sein sollen.

Für viele hat der übermässige Besitz den Ruin auch herbeigeführt. Man denke nur an den Zustand vor 1650 und bei Ausbruch der Revolution von 1789. — Wer die Klostersgeschichte kennt, weiss davon zu erzählen. Er wird aber gerechter Weise auch zugeben, dass man keinem Trappistenkloster einen solchen Vorwurf machen kann.

In Bezug auf — Besitz — ist an den ursprünglichen Vorschriften nichts geändert worden, wogegen bezüglich des Stillschweigens, der Kleidung und Nahrung Manches durch weitere Reformen erleichtert worden ist.

+1) Mitzabrechnung

In der ersten Regel hiess es: Der Schaffner hat für die Stoffe der Kleider zu sorgen, er wählt dazu den geneigten, rohesten Stoff „quod vilus comparari potest“. Die Kleider sind in der Vestiere (eigenen Schneiderei) anzufertigen und so lange zu flicken, bis sie in Fetzen fallen (jusqu'à ce qu'ils tombent en lambeaux.) Die letzte Reformregel ist darin weniger strenge, wie wir bei ihrer Besprechung sehen werden. Diese übermässig strengen Regeln sind später etwas abgeändert worden. Die letzte Reform fand bei der Zusammenkunft sämmtlicher Aebte und Vorsteher der Klöster, welche aus dem Cistercienserorden entstanden sind, 1894 in Rom statt. Sie wurde durch das Breve von Papst Leo XIII. am 25. August 1894 genehmigt.

Die für die Abtheilung des la Trappe-Ordens Beatae Virginiae al Trappe aufgestellten „Us“ (Regeln und Gebräuche) wurden 1894 unter dem Titel „Us de l'Ordre des Cistertiens réformés de Notre dame de la Trappe, précédés des règles des St. Benoît et des lèges et définitions, rituales de Citeaux“, in französischer Sprache durch die Druckerei des Generalcapitels herausgegeben.* In diesen Specialregeln, welche einen dicken Band ausfüllen und den Schreiber dieses gebrauchen durfte, sind alle Einzelheiten, in klarer Uebersicht geordnet, zusammengestellt. Wer das Wesen und Leben der Trappisten will kennen lernen, muss diese Zusammenstellung lesen. Sie enthält ausser den allgemeinen Satzungen, welche für die Mönchsorden gelten, die Vorschriften der Lebensregeln der Trappisten und ihres Verhaltens in so genauem Umfange, wie sie nicht stricter in einem Exercierreglement vorgeschrieben sein können.

Wer als Trappist aufgenommen werden will, hat sich

* Bis jetzt ist noch keine deutsche Uebersetzung erschienen.

zunächst als Postulant zu melden. Gewöhnlich geht eine schriftliche Anmeldung unter Angabe der Motive, welche zu dem Beruf drängen, voraus. Nachdem die erforderlichen Nachrichten, dass der eventuellen Aufnahme nichts entgegensteht, eingezogen sind, bleibt der Postulant einige Wochen als Gast in der Anstalt und wird in seinem Wesen beobachtet. Er soll weder mit den Gästen noch irgend einem anderen von seinem Vorhaben sprechen. Danach wird er als Novize in das Kloster aufgenommen und sofort eingekleidet und zwar mit wenig Unterschied in denselben Kleidern, welche die Ordensleute tragen.

Der Orden besteht aus zwei besonderen Abtheilungen, den Chorreligiosen und den Conversbrüdern. — Novizen werden diejenigen genannt, welche zu der einen oder anderen Abtheilung sich angemeldet haben und dann, im gemeinschaftlichen Leben mit den Ordensleuten, sich instruiren lassen und zwei Probejahre durchzumachen haben, bevor sie ihre Gelübde ablegen können.

Während dieser 2 Jahre steht es ihnen frei, zu jeder Zeit auszutreten. Es wird ihnen aber auch die Aufnahme verweigert, wenn man sie für ungeeignet zu dem Berufe hält; denn haben sie einmal das Gelübde abgelegt, so sind sie auf Lebenszeit gebunden und können aus dem Orden nicht mehr entlassen werden, es sei denn als Reprovirte; entweichen sie aus eigenem Antrieb, so werden sie als Eidesbrüchige excommunicirt. — Manche Novizen scheiden in den Probejahren aus, aber meistens nur, weil sie erfahren, dass ihre Körperkräfte das so schwere Klosterleben nicht aushalten. Diejenigen, welche wegen Unentschiedenheit im Entschlusse ausscheiden, kommen meistens nach einigen Jahren wieder zurück.

Wie schon gesagt, ist der Beruf des Trappisten ein ganz eigener, es gehört sich eine specielle Constitution dazu,

einem solchen Leben nachzugehen, aber der Beruf und Drang dazu ist dann auch unwiderstehlich. „Welcher König könnte mir die Einsamkeit verschaffen und erhalten, welche ich doch, gemeinschaftlich mit Anderen lebend, hier finde!“ schrieb ein Lebemann, welcher Trappist geworden war.

Wer als Novize für den Religiosenchor einzutreten vorhat, muss eine Vorbildung nachweisen, die etwa der Ausbildung eines Obersecundaners entspricht. In den 2 Novizenjahren studirt der Candidat weiter unter Führung der dazu befähigten Patres, die meistens Geistliche sind. Legt er dann nach 2 Jahren sein Gelübde ab, so kann er weiter studiren und die geistlichen Weihen erwerben. Zu diesem Zwecke begeben sich die Candidaten 2 bis 3 Jahre in die Abtei, wenn das Kloster ein Noviziat hat. Mariawald sendet seine Novizen, die Priester werden, in das Mutterhaus Oelenberg, wo sie weiter in Philosophie, Literatur, Liturgie, Moral, Dogmatik, Theologie unterrichtet werden. Mathematik, Griechisch, Latein, Geschichte, Naturkunde haben sie dann schon im Priororte gehört. Sie tragen alle dieselbe Kleidung, die, ausser dem schwarzen Scapulier, weiss ist. — Ihr Platz in der Kirche ist im Chor, weshalb sie auch Chorreligiosen heissen. Auch die Novizen haben ihre Stelle in den Chorstühlen.

In Mariawald sind augenblicklich 27 Professen, worunter 7 Geistliche und 20 Novizen. Der Novize für das Religiosenchor muss sein 21. Jahr zurückgelegt haben, bevor er Professe werden kann. Zur Aufnahme in den Orden ist sonst dem Alter darüber hinaus keine Grenze gesetzt. Es kommt vor, dass Männer von 60 und mehr Jahren noch Trappist werden, selbst solche aus dem geistlichen Stande.

Neben dem Chor der Religiosen bilden die Brüder eine besondere Abtheilung; sie werden Conversen genannt. Zu ihrer Aufnahme gehört nur der Nachweis einer Elementar-

ausbildung und eines unbescholtenen öffentlichen Lebenswandels. Wie für die Religiosen ist auch für sie eine 2-jährige Probezeit durchzumachen. Sie sind dann Novizen des Brüderchores. Nach Ablegung der Gelübde nennt man sie Conversprofessen. Sie tragen braune Kleidung und sind wie die Patres durch das Gelübde für lebenslänglich gebunden. In Mariawald sind augenblicklich 31 Brüderprofessen und 20 Novizen.

Ausserdem hat die Abtheilung der Chorreligiosen noch Mitglieder, welche genau das Leben der Patres oder Brüder mitmachen, aber nicht durch ein Gelübde gebunden sind, und darum zu jeder Zeit austreten können. Sie führen bei den Religiosen den Titel „Oblat“, beim Brüderchor „Donat“. In Mariawald sind jetzt bei jedem Chor je einer.

Alle Trappisten legen ihre Familien- und Vornamen ab und erhalten einen Klosternamen; in demselben Kloster werden keine 2 gleichbenannt. Die Namen sind mitunter seltsam und ungewöhnlich. So zeigt das Verzeichniss von Mariawald die Namen Ephrem, Admundus, Zosimus, Benno, Beda, Climacus, Pachomus.

An der Spitze des Klosters steht der Titular-Prior, jetzt R. P. „Jean Baptiste“.

Der in Oelenberg residirende Abt hat das Revisionsrecht und entscheidet in schwierigen Fällen. Dem Prior steht ein specieller Profess-Religiose als Meister des Brüderchores und ein anderer als Führer der Novizen zur Seite, ein besonders dazu befähigter Pater ist Schaffner (Cellier) und hat das Wirthschaftliche zu besorgen. Diesem ist in den nöthigen Fällen das Sprechen gestattet.

Die vor der Reform von 1894 bis zum Aeussersten strenge Regel über das Stillschweigen ist in sofern gemildert worden, als in vielen Fällen der Vorsteher den Patres oder Brüdern erlauben kann, zu reden. So wurde dem Schreiber dieses

mit specieller Erlaubniss des Priors die mündliche und ausgiebige Unterhaltung mit dem Pater Secretair und Bibliothekar behufs seiner Instruction und ebenso die Unterredung mit dem einen oder andern Bruder, welcher irgend einer Werkstätte vorsteht, gestattet. Er bekennt gerne, dass ihm dabei von den Betreffenden mit der grössten Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit die Aufklärungen gegeben wurden.

Dann ist eine sehr ausführliche Zeichensprache eingeführt. Ist den Insassen unter sich jedes Sprechen, jeder Mundlaut untersagt, und gehört das Uebertreten dieser Vorschrift auch zu den schärfst bestraften Vergehen gegen die Regeln, so ist doch eine Erleichterung durch die Zeichensprache geschaffen. Danach dürfte angenommen werden, dass die Lautsprache entbehrt werden könnte und das Verbot des Sprechens nicht so hart erscheinen dürfte. Die Zeichensprache ist aber nur während der Arbeitsstunden zwischen denjenigen gestattet, welche eine gemeinschaftliche Verrichtung ausüben und zwar nur in Bezug auf diese, mit strenger Beschränkung auf das Nöthige. Auch eine Uebertretung dieser Vorschrift gehört zu den Punkten der Selbstanklage.

Bei Begegnungen in den Klosterräumen, Gärten und Höfen ist jeder Austausch, selbst der durch Zeichen, untersagt, so wie denn auch jeder schriftliche Verkehr zu den schweren Uebertretungen gezählt werden soll. Nach den Nocturnen, also von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens, ist das Sprechen auch durch Zeichen selbst dem Vorsteher untersagt. So herrscht in diesen Räumen Todesstille. Am Tage hört man nur die Gesänge in der Kirche — die Töne der oft gezogenen Glocken — das Geräusch der Arbeit in den Arbeitsstunden. Sonst ist alles lautlos, doch darum nicht ohne Leben. Der ziemlich freie Verkehr der Gäste in den

Hofräumen, das Schaffen der Arbeiter, Maurer und Zimmerleute bei Einrichtung neuer Bauten lässt denn doch das Bewusstsein aufkommen, dass man nicht bei Stummen ist.

Die Strenge, wie sie de Rancé durchgesetzt hat, blieb lange feste Regel, ist jedoch im Laufe der Zeit gemildert worden. Wenn aus seinem Kloster berichtet wird, dass ein Bruder wegen Uebertretung der Regel gegen das Stillschweigen eine Strafe auf sich nehmen musste, weil er bei Gelegenheit des Ausbruches eines Brandes die anderen Ordensmitglieder in der Nacht durch Zuruf geweckt hatte, so darf das doch wohl als (*outré*) eine Uebertreibung bezeichnet werden. Diese äusserste Strenge ist heute nicht mehr geboten, in Nothfällen ist das Sprechen erlaubt.

Die allgemein verbreitete Meinung, den Trappisten sei unter allen Bedingungen das Sprechen untersagt, nur der Gruss „*Memento mori*“ sei erlaubt und üblich, ist unrichtig. Dieser Gruss ist niemals Vorschrift gewesen. Eben- sowenig schlafen die Trappisten in ihren Särgen und graben sich selber ihr Grab. Diese Fabel liest man noch heute in Nachrichten über das Leben dieser Philosophen (so in den besten Conversations-Lexicons). Neben diesem Stillschweigen ist „Abstinenz“ in der Nahrung ein hartes Gebot, dem sich der Trappist unterwirft.

Nahrung. Nach den ursprünglichen Regeln hat der Trappist sich des Genusses von Fleisch, Fett, Eiern, Butter, Fisch, Oel, Milch, Zucker zu enthalten. Seine Nahrung besteht aus Brod, Mehlspeisen, Gemüse in Wasser abgekocht mit Zusatz von Salz. Er isst gemeinschaftlich 2 mal des Tages; Mittags 11 Uhr ist Hauptmahlzeit, Abends 6 Uhr Collation, die aus höchstens 6 bis 8 Unzen besteht. Als Getränk genießt der Trappist in Weingegenden $\frac{1}{4}$ l Wein, sonst $\frac{1}{2}$ l selbstgebrautes gutes Bier.

Seit der letzten Reform vom Jahre 1894 sind diese

scharfen Regeln etwas gemildert worden. Fleisch, Fett, Eier, Fisch bleiben absolut verboten, Butter für sich genossen ebenfalls, sie ist aber in geringer Menge zur Zubereitung einiger Speisen gestattet. Zur Bereitung von Suppen, Gemüse etc. ist Milchezusatz gestattet; ebenso kann Oel gebraucht werden. Jetzt wird Morgens eine Tasse Kaffee (in Mariawald „Kneipp-Malz“) und ein Bissen trockenes Brod verabreicht; am Abend ist ein Stückchen Käse zu 6 Unzen Brod oder Kartoffeln gestattet. In der Fastenzeit gibt es am Abend nichts und manchmal auch im Tage nur Brod, Salz und mit Wasser abgekochtes Gemüse bei den Hauptmahlzeiten. Rauchen ist nicht gestattet, Prisen mit besonderer ärztlicher Erlaubniss.

Man fragt sich, wie können diese Männer, welche jeden Morgen um 2 Uhr und viele Mal früher aufstehen und dann den ganzen Tag bis 8 Uhr Abends beten und arbeiten, dieses aushalten? Es mag Manchem Gruseln verursachen, wenn er nur daran denkt. Dennoch steht die Statistik der Sterblichkeit und der Erkrankungen bei den Trappisten günstiger, als wie bei jedem anderen Beruf. Viele erreichen 70 bis 90 Jahre; die wenigen Kreuze auf dem jetzt 36 Jahre alten Kirchhof bekunden die verhältnissmässig geringe Sterblichkeit. —

Die Trappisten schlafen in gemeinsamen Dortorien, worin jeder seine Zelle hat. Diese besteht in einem Bretterverschlag mit Vorhang. Sie ist so gross, dass eine kleine Bettstelle darin Platz findet, daneben bleibt soviel Raum, dass man eben stehen kann. In der Bettlade befindet sich ein 4 Finger dicker durchnähter Strohsack, ein ähnliches Kopfkissen und eine wollene Decke. Das einzige Möbel der Zelle ist ein hölzerner Stuhl; an der Wand hängt ein Crucifix — das ist Alles. —

Der Trappist schläft in seinen Kleidern, die er nur alle

14 Tage wechselt; er verliert also keine Zeit zum Ankleiden. Steht er auf, so ist er zum Dienste fertig. Er wäscht sich an einer Stelle, wo eine Reihe Piscinen angebracht sind; einige Minuten nach dem Reveillesignal ist er fertig. Nur eins haben wir vergessen, es ist das eigenthümliche Instrument, was in seiner Zelle unter dem Kopfkissen verborgen bleibt, bis er es für sich gebraucht: es ist seine „Geissel“. (*Discipline*)

Die Vorschrift, in den Kleidern zu schlafen, hat zu der Mythe, der Trappist schlafe in seinem Sarge, Veranlassung gegeben. Er bekommt eben keinen Sarg und wird mit seinen Kleidern in den Boden gesenkt, wenn er seine Kleider als seinen Sarg betrachten kann.

Für Kranke gibt es eine Infirmerie, worin die Kranken nach Bedürfniss etwas anders gebettet sind und kräftigere Nahrung, doch nur ausnahmsweise Fleisch oder Fleischbrühe auf ärztliche Verordnung erhalten.

Der Trappist meldet sich nicht leicht krank, sein fester Wille überwindet das körperliche Ungemach und mag mancher Krankheit verschonen.

Das Leben dieser Männer besteht, wie bereits gesagt, in Beten, Betrachten und Arbeiten. Zum Beten stehen sie Nachts um 2 Uhr, manchmal auch um 12 oder 1 Uhr auf. Nach einem kurzen gemeinschaftlichen Morgengebet begibt sich die Gemeinschaft zur Kirche, woselbst die rituelle Messe turne gehalten wird. Bevor wir diesen ersten Theil betrachten, werfen wir einen Blick auf das Innere der Kirche, das Aeussere ist schon auf Seite 10 beschrieben.

Innere der Kirche. Die Kirche ist in 3 Abtheilungen getheilt. Der Chor mit dem Hochaltar und den Stühlen (Stalles) nimmt die Hälfte derselben ein, der den Religiosen reservirt. Er ist quer durch den Chor mit doppelter Gitterthüre vom Chor getrennt.



Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Chor und Hochaltar
der Klosterkirche zu Mariawald.

getrennt. Die ca. 2 m breite Trennungswand ist oben mit einem Bühnenboden versehen, von welchem herab Epistel und Evangelien gesprochen oder gesungen werden.

Der Hochaltar ist im Sockel aus Stein, von hübscher Arbeit, im Kloster selbst durch einen Bruder angefertigt worden. Der obere Theil desselben ist in edler Holzarbeit ausgeführt; über dem Tabernakel thront eine Pietagruppe. Die Altarblätter zeigen offen den hl. Bernhard und die hl. Juliana. Die 3 Fenster, welche den Chor hinter dem Altar schliessen, zeigen in edler Glasmalerei Christus am Kreuze im Mittelfenster, St. Benedict und St. Bernhard in den kleineren Nebenfestern.

Unten in der Kirche am Eintrittsportal ist ein etwa 4 m tiefer Raum auf ihre ganze Breite durch ein hohes Gitter abgesperrt zur Benutzung für Fremde. In demselben stehen 2 vom Innern der Kirche aus zugängliche Beichtstühle. Dieser sowie die vorderen Hôtelräume sind die einzigen, welche durch weibliche Personen betreten werden dürfen.

Ueber diesem Raum befindet sich die Emporbühne, welche mit dem Hôtel vom ersten Stock aus verbunden ist.

Das Innere der Kirche macht den Eindruck einer kleinen Cathedrale. Sie ist von der Nord-Ost-Seite her völlig genug durch hohe Fenster beleuchtet; an der entgegengesetzten Seite, wo sich die Klosterräume anschliessen, sind die Fenster nur im oberen Theile vorhanden, der untere Theil derselben ist nur markirt, was aber keineswegs stört, vielmehr dem Tempel einen echt klösterlichen Character verleiht. —

Die Ausführung aller Arbeiten, der architektonischen wie Mobilar-Gegenstände, sind in dieser Kirche edel und fein gehalten; sie sind völlig stilgerecht durchgeführt und zeigen auch keine Verschwendung von Vergoldung. Bei einer Besprechung zwischen de Rancé, der seine Kirche streng

einfach haben wollte, mit den Aebten, deren Kirchen vor Reichthum strotzten, vertheidigten diese ihre Ansicht mit den Worten: Alles zur Ehre Gottes! De Rancé antwortete, als Mönch zu den Mönchen sprechend, mit den classischen Worten: Dicite, Pontifices, in templo quid facit aurum? (Sagt, ihr Priester, was thut das Gold im Tempel?) So ascetisch, wie der Stifter es wollte, ist man in Mariawald nicht und scheint die Mitte einzuhalten.

Im Ganzen macht der Tempel einen höchst würdigen Eindruck; der darin abgehaltene Gottesdienst ist ergreifend und erbauend. Das empfindet jeder Besucher, da ihm die Ceremonien meist fremd sind und die gebrauchten rythmischen Gesänge einen ganz anderen Tonfall haben als diejenigen, welche er sonst hört.

Bei der grossen Anzahl der amtirenden Chorherren wirkt die Ordenstracht ganz anders, als bei dem einzeln fungirenden Pater.

Von der über dem unteren Fremdenraum angebrachten Emporbühne, die mit dem Gasthaus in Verbindung steht, wird der Eindruck ein ganz eigenartiger. Man sieht durch ein ca. 10 Fuss hohes Gitter, dessen Holzstäbe so dicht stehen, dass die Zwischenräume nur Rauten von 2 auf 3 Zoll bilden. Hier kommt man sich vor wie ein Abgetrennter, der noch nicht würdig ist, die Kirche zu betreten; wie einer der Harrenden in der Fegfeuer-Gruppe des Bildes im rechten Altare.

Die Bewegungen, welche bei den Ceremonien gemacht werden, sind auf's Genaueste vorgeschrieben und in ihren kleinsten Einzelheiten geregelt. Alles geht so ruhig, so gemessen her, wie man es an keiner anderen Stelle sieht; Alles geschieht von allen Theilnehmern so gleichmässig, so genau, wie man das sonst nur bei militärischen Handlungen zu sehen gewohnt ist; nur wird die gedrillte Schneide

und Schnelligkeit durch die gemessene Würde und Ruhe ersetzt.

Es ist nicht leicht, von der Fremdenbühne aus die Chorherren zu sehen und ihren Bewegungen zu folgen, besser überblickt man den Chor der Brüder. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man diese Reihen braunbekutteter, ernster, meist stark bebärteter Männer in unbeweglicher Stellung wie Statuen knien sieht, wie sie mit grosser Aufmerksamkeit den heiligen Handlungen folgen. Nur wenn gewisse Gebete laut gesprochen oder vom Chore gesungen werden, z. B. beim Gloria Patri am Schlusse jedes Psalmes, sieht man sie sich neigen und tief herniederbeugen, selbst mit den Knöcheln die Fussspitzen berühren. Erst daran merkt man, dass Leben in diesen Statuen ist. Dann und wann schleicht einer der Brüder lautlos aus der Menge fort und zieht beim Austreten aus der Kirche seine Kapuze über. Er verneigt sich tief vor dem Altare und verschwindet lautlos, geisterartig; er geht seiner Berufsarbeit auf die Minute nach. Alles geht auf die Secunde, ohne Commando. Es kann eine so präzise Ausführung dieser Ceremonien und Körperbewegungen in so grosser Gleichmässigkeit nicht erzielt werden, ohne die genauesten Vorschriften, wie sie bis in's Einzelne in einem Exercierreglement angeordnet sind, und auch zu ihrer Ausführung gehört gerade so wie zum Exercieren eine grosse Uebung. Daher machen denn auch diese Ceremonien auf den Zuschauer, er mag sonst davon denken, was er will, einen tiefen Eindruck. Man wird von ihrem Ernste und ihrer Würde erfasst, selbst derjenige, welcher deren hohe Bedeutung nicht versteht; die Würde, mit der sich Alles vollzieht, gewinnt ihm Achtung ab, umsomehr ergreift es den, welcher sich über die Bedeutung dieser Handlungen Einsicht verschafft hat. Man fühlt, wie diese Männer das Bewusstsein haben, dass sie

im Hause ihres Herrn und Gottes Dienst thun. Wie der Soldat im Palaste seines Fürsten besondere Aufmerksamkeit auf sein Verhalten legt, so geschieht dieses auch im Hause des Herrn bei den Trappisten. In Allem, selbst bei den kleinsten Verrichtungen zeigt sich, dass der Geist Gottes diese ernsten Männer durchdringt, und wahrlich thun sie es nicht, um vor Anderen zu paradiren.

Die Patres betreten 8 mal am Tage die Kirche; das fängt Nachts um 1 oder 2 Uhr schon an, da werden sie von keinem fremden Auge beobachtet; selbst im Tage sind sie so im Chore eingeschlossen, dass man sich Mühe anthun muss, ihren Bewegungen zu folgen; an den meisten Tagen sind sie ganz unter sich und doch (davon hat sich Schreiber dieser Blätter überzeugt) bleiben die Handlungen immer in derselben Gemessenheit und in gleicher Würde. Kein Blick wird aufgeschlagen, kein Glied ausser Vorschrift gerührt. Es ist schon imponirend und erbauend, wenn man die Religiösen in ihren weissen, wallenden Gewändern, die Converten in ihren braunen Kutenmänteln zum Gottesdienste eintreten sieht. In lautloser Stille gewinnen sie ihre Plätze, auf ein leises Zeichen hin setzt das Gebet oder der Gesang ein, so gleichmässig, wie der Anschlag des Gardisten auf Commando. Alle Stimmen sind gleich vereint wie zu einer; im Gebet und Gesang hört man nur ein vollendetes Unisono, keine Schwankung in Ton noch Melodie, keine Spur von Eilen oder Nachhinken im Tacte. Wahrlich, es gehört dazu nicht blos der ernste Wille, sondern auch grosse Uebung und anhaltendes Exercitium, um das zu erreichen; dann aber auch grosse Ausdauer und Beharrlichkeit. — Man bedenke nur, dass für jeden Tag nicht weniger als 11 Stunden mit solchen Gebeten und Gesängen verwendet werden, abgesehen von der Zeit, die zur Uebung dient. Das könnte auch den Ausdauerndsten ermüden; bei diesen

Männern scheint das Ermatten keinen Boden zu finden. Im letzten Augenblicke sind die Stimmen noch so frisch wie im ersten.

Mitunter verstummt während des Dienstes der kräftige, die hohen Gewölbe erfüllende Gesang. Die Anwesenden neigen sich tief, oft bis zur Erde und beten leise. Minuten lang herrscht Todesstille in der Kirche, man könnte eine Stecknadel fallen hören. Dann folgt ein Zeichen, alle erheben sich und ziehen sich in der Reihenordnung lautlos zurück. In den von 100 Männern bewohnten Räumen herrscht Todesstille.

Betrachtet man das würdevolle Benehmen der Trappisten, welche bei jeder ihrer Bewegungen bekunden, dass sie das Bewusstsein haben, im Dienste des Herrn in seinem Tempel zu sein, so sagt man sich unwillkürlich, so sollte man es überall im Gotteshause sehen.

Eine Nocturne. Dem Schreiber dieses war es durch eine Gunst des Priors vergönnt, in dem Chor einer Nocturne beizuwohnen. Ein Bruder führte ihn durch die langen, dunkeln Klostergänge und durch den hohen Chorraum bis zu den Lettnerstühlen, in welchen die Religiosen schon Platz genommen hatten.

Der ganze Raum sowie die Kirche waren in tiefes Dunkel gehüllt, so dass der Führer ihn an der Hand quer durch den Chorraum bis an die ihm reservirte Stelle neben dem Prior leiten musste.

Im hohen Chor befand sich nur ein einziges Licht, die Gotteslampe, welche hoch hängend, von unten her mit mattem Glase umgeben nur nach oben hin scheinen und eine kleine Stelle des Gewölbes matt beleuchten konnte.

In diesem tiefen Dunkel fiel hier und dort ein schwacher Lichtstrahl auf die weissen Gewänder der Mönche, von denen weder Kopf noch Gestalt sichtbar war. Nur die

Stimmen verriethen es, dass sich Menschen in diesen dunkeln Räumen befanden.

Die in den Chorstühlen sich befindlichen Mönche sprachen mit lauter, aber tiefer Stimme wechselweise die canonischen Gebete, Psalmen, Recitativen in gemessener und correct taktmässiger Weise. Dazwischen erhob sich bisweilen eine einzelne Stimme hier oder dort, um nach Vorschrift einzelne Sätze allein zu recitiren. Diese Responsorien dauerten annähernd eine Stunde, und da sie ohne Buch gesprochen wurden, mussten sie vollständig memorirt werden. Darauf folgte ein längeres Stillgebet in fast liegender Stellung; es herrschte dabei Grabesruhe! Auf ein Zeichen des Priors wurden die Lampen angezündet, und nun erst sah man, dass man sich in Gesellschaft einiger 30 Mönche befand, die sich auf ein zweites Zeichen erhoben und in ihren Lettnerstühlen Platz nahmen. Der Pater Organist liess das in der Mitte des Chores stehende Harmonium ertönen, die Chorherren stimmten sofort den wechselseitigen Psalmen-gesang an.

Grosse Chorbücher bedecken das an den Stühlen vorbeilaufende Lettnerpult; ihre Blätter sind von Pergament und die Drucktypen so gross, dass sie leicht von 2 bis 3 Sängern zugleich gelesen werden können.

Der Wechselgesang dauerte etwa anderthalb Stunden, während der Zeit wurde Epistel und Evangelium vom Jübéé aus abgesungen.

Beim Singen des Te Deum traten sämmtliche braune Brüder, welche alle dem Nocturndienste beiwohnten, in den Chorraum und stimmten kräftig mit in den herrlichen Gesang ein. Dann folgten noch einige stille Gebete in tief gebeugter und auf die Erde niedergeworfener Stellung. Auf ein Zeichen des Priors erhob sich die Gemeinde und entfernte sich dann langsam und lautlos. Die Lichter wurden

gelöscht; die vorgerückte Tagesstunde liess die matte Dämmerung durch die hohen Fenster fallen, sie zeigte den weiten Raum in einem mystischen Halbdunkel von magischer Wirkung.

Wer Gelegenheit hat, diesen Ceremonien beizuwohnen, müsste für jeden poetischen Eindruck unzugänglich sein, wenn sein Gemüth dabei kalt bliebe.

Zwischen all dem wirken störend und wenig ästhetisch die zwei Glockenstränge, welche in der Mitte des Chores von dem hohen Gewölbe herunter hangen und mit den 2 Glocken des Dachreiters in Verbindung stehen. Doch bedingt der Chordienst diese Seile, da sie vielfach nicht allein zum Zusammenrufen der Gemeinde, sondern auch während des Gottesdienstes in Bewegung gesetzt werden müssen. Am Läuten nehmen alle Chorherren Theil. Es wird so lange geläutet, bis der letzte eingetreten ist, und jeder Eintretende nimmt seinem Vorgänger das Glockenseil aus der Hand, läutet weiter, um es dem Nachfolgenden zu übergeben. Es hat dies den Sinn der gemeinschaftlichen Brüderarbeit.

Während des Gottesdienstes ertönt die Glocke vielfach und verkündet rundum den Verlauf der Ceremonien. Wohl 20 bis 30 mal geschieht das am Tage, und da im Augenblicke, wenn die betreffende Handlung vor sich geht, die arbeitenden Brüder durch Glockenton daran erinnert werden, so können sie im Geiste daran theilnehmen. Es ist also durchaus begründet, wenn die Stränge an dieser Stelle angebracht sind. So hat hier Alles, auch was dem Fremden störend erscheinen könnte, seinen Grund.

Kapitel-Saal und Refectorium. Neben der Kirche ist der eingewölbte Kapitelsaal, welcher aus dem 16. Jahrhundert stammt, bemerkenswerth. Nach Vorschrift soll der Sitz des Vorstehers die Ostseite einnehmen. Auf einem

Empor sind einige Sessel angebracht, in welchem die Vorsteher Platz nehmen. In der Mitte ist die sogenannte „boite comune“ angebracht, worin die Vorräthe von Papier und sonstigem Schreibmaterial aufbewahrt werden. An den Wänden herum laufen die Bänke für die Congreganisten, unter welchen Räume angebracht sind, in denen ein jeder seine Tafel und seine Hefte birgt. Wer schreiben will, kniet vor der Bank nieder und benutzt sie als Pult. Die Wände des Saales sind mit Sinnsprüchen bedeckt. Wir citiren den folgenden: „Gib mir Verstand, so will ich dein Gesetz durchforschen und von ganzem Herzen beobachten.“

Dieser Saal dient für die Vorträge, welche die ganze Gemeinde hören soll, so wie für die Anklagen (Coulpes), worauf wir speciell eingehen werden.

Refectorium. Der gleich grosse Speisesaal (Refectorium) ist ein langgestreckter Raum, der einfach getüncht ist. Die Wände sind mit Sinnsprüchen versehen, von welchen wir folgenden hervorheben: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Nichts kann einfacher sein, als die Ausmöblirung dieses Speisesaales, in dem alle Hausbewohner zugleich speisen. In der Mitte einer Langseite erhebt sich der Lehnstuhl, von welchem aus die dazu Geeigneten und Bestimmten während der ganzen Dauer der Tafelzeit vorlesen. Schmale Tische sind an den Langwänden und in der Mitte aufgestellt. Die Sitze sind einfache Schemel und wie die Tische von gewöhnlichem rohem Holze. Für jeden Tafelnden ist eine Serviette, ein Zinnteller, eine zweihenkelige Tasse und eine Steinschnelle voll Bier vorhanden. Die Tafel ist sonst nicht gedeckt. An einem Querende ist auf einem Empor der Tisch des Priors aufgestellt, lang genug, um 1 bis 2 Gäste daran zu laden. Derselbe ist eben so einfach, wie die Mönchentische, nur hat der Prior einen einfachen Holzstuhl mit Lehne. Er soll bedeuten,

dass der Prior als Lenker fest sitzen muss. Die Tafeln sind so schmal, dass nur eine Seite besetzt wird. Löffel und Gabel sind von Holz.

Das ist die ganze Ausstaffirung für die tägliche Speisung von ca. 100 Menschen. Man vergleiche das mit einer modernen table d'hôte! Und doch sitzt an dem einfachen Tische mancher Mann, der Jahre lang an den brilliantesten Tafeln unserer Gasthäuser gespeist hat. Gegen diese einfachen Tische ist das Mahl des Sträflings lukullisch ausstaffirt und besetzt. Es herrscht jedoch in allem die peinlichste Sauberketi. Aber nun zur Beschreibung eines Mahles!

Am Feste des hl. Bernhard wurde Schreiber dieses vom Prior eingeladen, mit der Gemeinschaft zu speisen. Vor Tafelzeit, welche auf 11 Uhr fällt, ist ein $\frac{1}{2}$ stündiger Gottesdienst, woran alle theilnehmen. Nach demselben wird in doppelter Reihe durch den Kreuzgang zum Refectorium in sehr langsamem Schritte gewandert. Am Eingange desselben erfolgt Händewaschung, die an die Oblationen der ersten Christenzeit erinnern soll. Dem Gaste wurde zu dem Zwecke eine Schüssel, eine Polle und ein Handtuch präsentirt. Nachdem alle den Saal betreten und jeder vor seinem Platze sich aufgestellt hatte, wurde das „Benedicite“ gemeinschaftlich gesprochen und sich dann zur Tafel gesetzt. Alle, Mönche und Brüder, sind in Mäntel mit übergezogener Kutte, die so weit über den Kopf reicht, dass zwei nebeneinander Sitzende sich nicht sehen können, gehüllt. Die bedienenden Brüder oder auch Mönche (das wechselt wöchentlich und jeder kommt an die Reihe, wodurch die gegenseitige Liebe und gleiche Brüderlichkeit bekundet werden soll) bringen dann jedem ein Gefäss mit Suppe und ein anderes mit Gemüse nebst grossem Löffel zur Bedienung. Jeder servirt sich daraus, was ihm passt und die Serviette wird ausgebreitet, auf das eine Ende

wird der Zinnteller gesetzt, das andere Ende wird über den Mantel gezogen und dann wird stillschweigend, ohne den Blick vom Teller zu wenden, gespeist unter Anhörung der halb lateinischen, halb deutschen Lectüre.

Das Sprechen ist im Refectorium besonders scharf untersagt, selbst der Vorsitzende hat es ganz zu vermeiden.

Bei der Gelegenheit am Bernhardsfeste sollte es etwas ganz Besonderes geben. Das waren 2 Teller mit Suppe. Der eine enthielt eine dünne Reisbrühe mit wenigem Grün, der andere einen Wassermehlbrei. Zuletzt konnte Jeder einige saure Kirschen nehmen. Nebst 2 Schnitten Brod und einem Topf Bier war das die ganze Mahlzeit!! — Wie würde ein Sträfling gegen solche Kost aufschreien?

Dem Gaste wurde dasselbe gereicht, dazu aber empfing er noch die sogenannte Erleichterung, die aus einem Rührei besteht. Alle griffen nun zu, auch der Herr Prior; der Gast zögerte, ihm fehlte der Löffel. Auf Zeichen des Priors brachte der dienende Bruder denselben sogleich. Dafür musste er sich dann zur Sühne für das Versehen flach zur Erde vor dem Gaste strecken (prosterniren). So strenge wird jedes kleine Versehen, jede geringste Unaufmerksamkeit geahndet. Ja, die Trappisten sind eigene Männer! Lässt einer seinen Löffel fallen, gleich unterwirft er sich einer ähnlichen Strafe; zerbricht einer seine Tasse, so muss er die Scherben, eine lange Zeit an der Thüre stehend, hoch halten usw. Das scheint uns Laien unmenschlich! Wer versteht die Trappisten, die das alles aus freiem Willen thun und sich erst nach zweijähriger Probe durch Gelübde dazu verpflichten!

Nach rascher kurzer Mahlzeit faltet ein jeder seine Serviette, zerschneidet das übrige Brod, reinigt seine Tasse, thut das Brod hinein, legt die Serviette darauf und darüber das Schildchen mit seinem Namen. Nachdem dann auf das

Zeichen des Vorsitzenden ein Gebet „Gratias“ stehend und lautlos gehalten worden ist, wandert die Gemeinde zum Besuche des Sacramentes in die Kirche. Wer einer solchen Mahzeit beiwohnt, kann nur staunen. Er stellt sich manche Frage, die er sich von seinem Standpunkte aus nicht beantworten kann.

So fiel dem Schreiber dieses unter vielem, was er anstaunen musste, auf, dass bei dem Vorlesen ein durchaus monotoner Ton, ohne jede Stimmflexion gebraucht wurde; das erscheint störend, fast langweilig. Man kann es für gewisse rituelle Recitationen verstehen, die in Kirchen und Betsälen gesungen oder gesprochen werden, obgleich dabei auch noch die meisten in Modulation zwischen 2 und 3 Tönen gebraucht werden.

Nun soll die Vorlesung im Refectorium doch eine gewisse Geisteserquickung sein (wenn es sich dabei auch nur um religiös geistige Dinge oder um Vorgänge aus dem Ordensleben handelt), während der Körper das Nöthige zu seinem Lebensunterhalte nimmt! — Wesswegen denn die geisttödtende Monotonie? Ist uns doch die Melodie in der Stimme gegeben um das, was wir sagen wollen, zum klaren Verständnisse zu bringen, und darum handelt es sich gerade bei diesen Vorträgen! —

Diese Monotonie ist aber Vorschrift; dem Uneingeweihten mag sie unbegreiflich, ja sinnlos erscheinen. Der Gast liess sich später durch seinen Instructor darüber belehren. So erfuhr er: die Vorschrift bezwecke, dass sich keiner der Vorleser, sei er Pater, Professe oder Novize, durch ein besseres Organ, oder Talent zu einem schönen Vortrage hervorzuthun Gelegenheit finde.

Wie gross ist der Geist der Demuth und der Brüderlichkeit, wo selbst zu solchen Massregeln geschritten wird? Alle sollen gleich sein, und da, wo natürliche Gaben Un-

gleichheit hervorrufen können, werden solche Mittel angewendet, damit nicht das Geringste störend eintreten kann.

So hat denn Alles, was dem Uneingeweihten unerklärlich, ja abstossend erscheint, seinen Sinn und seinen Zweck, es geht hinaus auf — Abtödtung — Demuth — Brüderlichkeit — Liebe — Gleichheit — unter strengster Vermeidung alles dessen, was davon ablenken und die eigene Person, das Ich, hervorheben könnte. —

Ob nun in manchen Dingen zu weit gegangen wird? Das werden 900 von 1000 Menschen sich sagen. Wir sind eben nicht alle Trappisten! —

Bescheiden wir uns also auch mit dieser Sitte und sagen uns: Da die Vorlesungen nur für die Ordensleute bestimmt sind und diese sich bald an den Ton gewöhnen, so kann dieser Usus für den einzelnen Zuhörer, welcher nur höchstens einmal im Leben Gelegenheit hat, dabei zu sein, nichts Abstossendes bieten, und was ihn etwa befremdet hat, ist vom Standpunkte der Ordensrichtung aus etwas Zweckdienliches. Dieser unwesentliche Usus hat nun aber hier schon mehr Raum und Zeit in Anspruch genommen, als es wohl in dem Rahmen dieses Werkchens passt; es soll damit hervorgehoben werden, dass viele uns unbegreiflich erscheinende Sitten doch ihre practische Seite haben; für alle mag uns das nicht einleuchten, dazu müsste man erst Trappist werden. Nur der Ordensmann kann ganz in den Geist dieser eigenen Gebräuche eindringen.

Des Trappisten Leben ist aber nicht allein auf Beten, Betrachtung und Abtödtung gerichtet, er soll auch arbeiten und zwar strenge und anhaltend arbeiten.

Handarbeit. Der Stifter Abt de Rancé sagt: „Der Mensch, selbst wenn er Mönch geworden, ist nicht dazu bestimmt, beständig in unbeweglicher Betrachtung zu verharren. Nach der Action des Gebetes muss die Handarbeit

eintreten.“ So richtete er für seinen Orden eine Anzahl Stunden ein, in welchen gearbeitet werden soll, für die Conversbrüder mehr, für die Patres weniger, da sie mehr studiren, beten und betrachten. Alle ohne Ausnahme sollen ihre bestimmte Zeit mit Handarbeiten zubringen; diese bestehen in Allem, was nöthig ist zum Lebensunterhalt und um das Geld zu erwerben, dessen man zum Ankauf nöthiger Sachen bedarf, die man sich nicht selbst beschaffen kann, als Stoffe, Nadeln, Eisen, Leder u. dergl.

Die bestimmte Idee, durch Arbeit das Leben zu heiligen, ist schon durch St. Benedictus aufgestellt worden. Noch wirkte im 5. Jahrhundert die römische Cultur, bei welcher Hand- und besonders Landarbeit als eine Schande galt und durch Slaven verrichtet wurde.

Die weitere Entwicklung der christlichen Cultur zeigte, dass die Handarbeit den Mann nicht entehrt. Im tiefen Mittelalter wurde nur der Leibeigene, der Lehensknecht zur Arbeit herangezogen. Ritter, Knappen, Gelehrte verschmähten sie. Bernhard von Clairveaux führte sie wieder ein und brachte sie in Achtung. De Rancé ging noch einen Schritt weiter, er verbot jede fremde Hülfe in seinem Kloster. Die Insassen mussten alles selbst thun. Roden, Ackern, Säen und Mähen, alle Gewerbe fanden im Kloster eine Stätte, und so ist es noch heute in den Trappistenanstalten.

In Mariawald beackern und benutzen die Mönche 101 Hectaren, sie ziehen Holz, Korn, einigen Weizen, Hafer und Kartoffeln in grosser Menge. In ihren grossen Gärten ziehen sie alle Gemüse für das Haus, das Futter für ihr Vieh (20 Kühe und viele Rinder), sie weiden 150 Schafe und haben einen grossen Bienenstand. Da sie die Producte des Viehes ausser Milch als Zusatz zu gewissen Speisen und ausser Butter nicht selbst benutzen, verkaufen sie diese, um das nöthige Geld für unumgängliche Anschaff-

ungen zu haben, das Kloster in einem guten Zustande zu erhalten und die Armen, welche dort in grosser Zahl vorsehen, reichlich zu unterstützen.

Nun weiss man, was es bedeutet, für 100 bis 150 Mann den Lebensbedarf zu beschaffen, wenn man darauf angewiesen ist, das meiste aus sich selbst zu leisten. Es sind an 101 Hectare zu bearbeiten und ist ohne jede Beihülfe zu ernten, zu holzen, zu ackern, zu säen. Das Anfertigen der Kleider, das Unterhalten, Reinigen, Waschen derselben liegt den Mönchen ob. Zu den Bauten sind sie die Handlanger, sie betreiben ihre eigenen oder gepachtete Steinbrüche, sie führen die rohen wie feinsten Steinhauerarbeiten aus. Dazu gehören fast alle Werkstätten, die man sonst im bürgerlichen Leben findet.

Ein Schmiedemeister-Bruder steht mit russigem Gesicht und Schurzleder über der braunen Kutte am Amboss und schmiedet tüchtig auf das glühende Eisen los, dass die Funken sprühen. Ein jüngerer dient ihm als Zuschläger und schwingt den wuchtigen Armhammer.

In der Schmiedewerkstätte fehlt nichts von den modernen Hilfsmitteln; keine vollendete Dorfschmiede kann besser ausgerüstet sein. Betrachtet man diese beiden Männer an ihrer Arbeit, so glaubt man ein Bild aus den Romanerzählungen über das Mittelalter vor sich zu haben. Beide emsig Beschäftigten verständigen sich durch Zeichen, niemals kommt ein Laut über ihre Lippen.

Betrachten wir den Bruder Steinmetze in seinem Atelier. Er zeichnet sich die Krabbe in natürlicher Grösse vor; hinter seinem rohen Zeichentische steht der halbfertige, künstlich gemeisselte Altar; er hat ihn selbst gezeichnet und zugehauen.

Da ist die Bäckerei; emsig wird der Teig zum Backen des schönen, grauen Mischbrodes bereitet; es ist vorzüg-

lich. Aus der Brauerei liefert der Bruder Braumeister ein treffliches, haltbares Bier.

Man errichtet noch Hochbauten. Einige Fachmaurer legen die Steine, weil es an diesen Fachleuten im Kloster gebricht, aber das braune Habit schleppt und trägt die Steine herbei.

Im Felde findet man 10 Brüder an der Ernte, andere laden auf, dazwischen weisse Patres. Sie fahren ein. Das Kloster hat sechs Pferde. In einem Wiesenthale steht einsam der Bruder Schäfer zwischen seinen Schafen, gestützt auf seinen Stab, die Kutte übergezogen, den Rosenkranz in der Hand; er betet zwischen seiner friedlichen Heerde stehend.

Nicht weit ab sind mehrere Brüder mit Holzhauen beschäftigt; man hört die Axt klingen, die Hölzer brechen, sonst keinen Laut!

Da ertönt das Klosterglöcklein, welches die so emsigen Brüder kennen; sie wissen, dass jetzt im Gotteshause ihres Klosters eine bestimmte Handlung vor sich geht, sie wenden sich dahin, beugen das Haupt oder die Knie und nehmen im Geiste daran Antheil, bis das Glöcklein verstummt ist. Dann gehen sie wieder lautlos an die Arbeit, alles wird wie durch Zauber unter ihren Händen fertig. Was den Menschen, welche vor ihnen dort hausten, misslang, das grünt, blüht und gedeiht unter ihren emsigen Händen. Die blühenden, fruchttragenden Auen, welche vordem Oeden waren und wo kein Fleiss Erfolge erzielen zu können schien, beweisen die volle Wahrheit dieser Schilderung.

Der Verfasser dieser Blätter will hiermit dem geneigten Leser ausdrücklich bekunden, dass hier in keiner Weise Panegyrie für den Orden gemacht wird, dazu hat er keinerlei Veranlassung; er hatte Gelegenheit, sich von dem Ge-

sagten zu überzeugen und berichtet darüber in voller Wahrheit ohne jede Uebertreibung.

Wie es in der Umgebung des Klosters vor der Ansiedelung der Trappisten aussah, ist genügend beurkundet; es war eine meist unfruchtbare Oede. Zehn Jahre später waren dort ertragreiche Felder, blühende Gärten, welche reichlich Segen spenden. Fleiss, Liebe zur Arbeit, pünktlicher Gehorsam, keine Erschlaffung, keine Zögerung, keine Ungeduld kommt da auf, und damit erzielt der Mensch Unglaubliches. Man sehe nur die Fluren von Mariawald; der harte, rauhe Fels wird so lange, so geduldig bearbeitet, bis er sich zur ertragbaren Erde umgestaltet; wo man Garten will, trägt man entsprechende Erde hin, Sümpfe werden ausgefüllt, der Boden wird gänzlich umgestaltet und zahlt dann hundertfältigen Lohn.

Da ist im Innern der Mauern ein Raum nicht weit vom Teiche errichtet. Es ist Washtag. Da sieht man grosse Waschbütten, darum stehen die Patres und Brüder, der Prior an der Spitze, um ihre Kleider zu waschen.

Man sieht lebendig die reizenden Bilder von Dr. Weber's Dreizehnlinden.

Wankwart, d'rauf der Pater Prior,
Echtes Reis vom Stamm der Sachsen,
Lichten Haars, mit blauen Augen,
Schulterbreit und hoch gewachsen.

Beda war es, der ihm folgte,
Der geliebte und gelehrte.
Fern am Cheviot mit dem Vater,
Ging er auf des Rothwilds Fährte.

Hurtig folgt ihm Bruder Wido:
Keiner wusste so behende
Durch genanntes Fingerbeugen

Auszusprechen stumme Worte,
Wenn die Pflicht befahl zu schweigen.

Eins nur war's, wovor er bangte:
Vor der misslich schweren Arbeit
An dem Rock des langen, dicken,
Ungeheuren Pater Ivo
Mit dem ungeheuren Rücken.

Und so könnte man dort die ganze Reihe der reizenden Bilder aus Dreizehnlinden (Cap. IV die Mette) verkörpert finden.

Da im Hofe liegt ein hoher Haufen schwerer Holzklötze. Drei weisse Patres arbeiten daran herum. Ein älterer legt die schweren Blöcke zurecht und setzt das Beil ein, ein jüngerer schiebt den Treibkeil nach, ein dritter schlägt ihn fest, dann hämmern beide mit schweren Hölzhämmern darauf los, bis die Klötze sich spalten, um zu Scheitholz gehauen zu werden. Besieht man sich den älteren Pater genau, so erkennt man in ihm den würdigen Herrn, der 2 Stunden vorher das feierliche Hochamt gesungen, und dann vielleicht eine Stunde Wissenschaften gelehrt hat. Ja keiner bleibt ohne Handarbeit. De Rancé sagt: „Sie stählt zum Erlernen.“ Und wir wollen sagen: „Es sind Trappisten!!“

Zeiteintheilung. Die Arbeitszeit ist genau vorgeschrieben, wie auch die Eintheilung des Tages mit seinen Verrichtungen. Um 2 Uhr Nachts Nocturne, woran Alle theilnehmen, um 3 Uhr fängt die Arbeit der Brüder an, um 4 Uhr Stillmessen. Darnach für Alle Belehrung im Capitelsaale bis 6¹/₂ Uhr, dann Prim in der Kirche für die Chorprofessen, Arbeit für die Chorbrüder. Um 7 Uhr Terz für die Patres, um 8 Uhr Hochamt für Alle, gegen 8³/₄ Uhr Zwischenzeit zum Wandeln in den Räumen bei stiller Betrachtung, um 9 Uhr Arbeitszeit für Alle bis 1¹/₄ vor 11 Uhr,

dann Betstunde in der Kirche, um 11 Uhr Mahlzeit, danach Gratias in der Kirche, und im Sommer 1 Stunde Schlaf. Von 1 Uhr an Arbeit für den Brüderchor bis 5 Uhr, für Patres mit Unterbrechungen für Sext und Vesper, dann Betrachtung, Studien, eine Intervalle und Zeit zur Einnahme der Abendkost; von 7 Uhr an Exercitien, um 7³/₄ Uhr Complet mit „Salve Regina“ und um 8 Uhr zu Bett! Von 8 bis 2 Uhr Nachts ist alles todtenstill im Kloster. Im Winter wechseln die Stunden etwas, die Siesta fällt Mittags aus, dagegen geht man Abends schon um 7 Uhr zur Ruhe. Die Schlafzeit soll nicht über sieben Stunden dauern. An Feiertagen wird sie noch um 1 bis 2 Stunden gekürzt; man steht dann um 12 oder 1 Uhr auf.

Strenge des Lebens. Das ist wahrlich ein hartes Büsserleben! Viele glauben, das stände zwar in den Regeln, hinter den Mauern gehe es aber ganz anders. Schreiber dieses hat die strenge Durchführung im Kloster von Maria-wald auf längere Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wie kann man es auch für möglich halten, dass Männer, die sich freiwillig diesen übermässig strengen Regeln unterwerfen, sie erst nach zweijähriger Probezeit für immer zu halten beschwören, sie dann bewusst oder mit Vorbedacht übertreten sollten! Das wäre schmäbliche Heuchelei! Das muss der denkende Mensch auch für psychologisch unmöglich halten. Trappisten können keine Scheinmenschen sein, das wäre ein in dieser Weise undurchführbarer Wahnsinn!

Der Ordensmann ist bei den Trappisten verpflichtet, sich selbst für jede unfreiwillige Uebertretung der Regeln, wenn sie auch noch so gering ist, anzuklagen und eine Sühne dafür anzunehmen.

Die Anklage geschieht öffentlich im Kapitelsaale an bestimmten Tagen. Ein jeder gibt an, inwiefern er glaubt,

die Regeln verletzt zu haben. Der Vorsitzende hört ihn an, ermahnt ihn und gibt ihm eine Strafe (Sühne) auf. In geringen Fällen besteht sie in Kniebeugungen mit Abbitte, in Prostration, das heisst Hinstrecken des ganzen Körpers zur Erde, sei es im Kapitelsaale, sei es in der Kirche während gewisser Ceremonien und in Ausstrecken der Arme während des Gottesdienstes. Bei schlimmeren Fällen fasten sie auch bei Wasser und Brod, essen zur Erde im Refectorium oder geniessen dort nur das, was die am Tische speisenden Brüder, bei welchen sie wie Bettler herumgehen müssen, ihnen verabfolgen. Gewiss werden sie dabei nicht verhungern; die Gaben fallen dann reichlich, aber es ist eine grosse Demüthigung. Diese wird in einigen Fällen noch grösser, indem im Kapitelsaale vor der versammelten Gemeinde der Culpant sich zu geisseln hat. Während dieser Selbstexecution stehen die übrigen Ordensmitglieder um ihn mit abgewendetem Gesichte und beten für ihn.

Die Selbstgeisselung ist noch immer Vorschrift und wird jeden Freitag vor der Nocturne vorgenommen.

Jeder Ordensmann ohne Ausnahme macht den Oberleib bloß und schlägt sich mit der Geissel, die aus 5 harten Seilchen mit Knoten, an einem Handgriffe befestigt, besteht, auf Schulter und Rücken, so lange ein Miserere gebetet wird. Das geschieht zu gleicher Zeit, doch von Jedem in seiner Zelle. Dabei liegt es freilich in Jedermanns Eifer, diese Operation mehr oder weniger einschneidend vorzunehmen.

Dem Weltmann muss diese Handlung erniedrigend und unmenschlich erscheinen. Sie ist dann auch eine Demüthigung, die nur der begreifen und an sich vollziehen kann, der die Neigung und auch den Muth hat, in einen so strengen Orden einzutreten. Man vergesse nicht, dass Niemand dabei durch fremde Hand gestraft wird. Die körperliche Selbst-

züchtigung ist eine freiwillige Demüthigung und Strafe an seinem eigenen Körper. Ist das denn so absolut gegen die menschliche Natur? Kommt es nicht Jedem vor, der sich auf eine Dummheit oder nicht exacte Handlung ertappt, dass er einmal ausruft: Na, du möchtest dich darob selbst hauen! Die Neigung ist also eine natürlich menschliche. Nun, ein Jeder verstehe es nach seinem Standpunkte. — Der Trappist beurtheilt es nach dem seinigen, und der ist ein frei gewählter.

Wer Gelegenheit findet, diese Männer zu beobachten und ihre Aeusserungen und Schriften, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, kennen zu lernen, der muss sich sagen: Bei ihnen herrscht Glück und Zufriedenheit. Sie finden in der Lebensweise nach ihren Klosterregeln ihr Ideal! Es kann nicht erschöpfender ausgedrückt werden, als wie es in einem Berichte des Vorstehers einer Niederlassung in England an den Abt Augustin über das Leben der dortigen Brüder der Niederlassung geschieht: „La paix, le contentement, l'amitié, la charité regnent parmi nous, notre solitude est devenue un petit paradis. Chacun se porte à son devoir avec joie et amour. (Friede, Zufriedenheit, Freundschaft herrschen bei uns; unsere Einsamkeit ist zu einem kleinen Paradies geworden. Jeder thut seine Pflicht in Freude und Liebe).

Wahrlich, wenn diese Männer ihr Leben im Kloster mit dem im Paradiese vergleichen, so muss es damit etwas Eigenes sein, und wer dies so recht empfinden kann, muss eben ein eigen organisirter Mensch sein.

Man sollte nun denken, dass Leute, die sich einem solchen Leben ergeben können, beständig düsteren Gemüthes seien und auf die Dauer abstossend und finster sein müssten.

Darin irrt man. Dem Schreiber dieses sind nie freundlichere, zwar ernst in sich gekehrte aber dabei zufriedenerere

Gesichter vorgekommen, als bei diesen Männern. Mit freundlicher Liebe erwidern sie den ihnen gebotenen Gruss, indem sie sich verneigen oder bei bedecktem Haupte die Kapuze etwas zurückstreifen. Nicht einmal ist ihm ein düsterer oder melancholischer Blick aufgestossen. Heiterkeit, innere Zufriedenheit leuchtet in Seelenruhe aus diesen Augen; ihre Bewegungen sind zwar gemessen und doch stets würdig, man beobachtet das selbst bei der strengsten Arbeit, die sie ausführen und dabei räumt Alles erstaunlich schnell unter ihren Händen.

In den Intervallen, wie sie diese zwischen Gebet und Arbeit fallenden wenigen Stunden nennen, können sie sich in den Räumen zwischen den Klostermauern frei bewegen. Sie gehen dann in sich gekehrt, in Betrachtungen versunken, umher. Man sieht sie niemals um sich blicken, nichts scheint ihnen aufzufallen, nichts stört sie, gemessenen Schrittes, die Arme über die Brust gekreuzt oder ein Buch lesend, die Kapuze über das geschorene Haupt, schreiten sie ihren Weg. Nichts düsteres, nichts Abstossendes ist bei diesen wandernden Philosophen anzutreffen. Dieses Sichselbstüberlassen für ein paar halbe Stunden im Tage ist die ganze Erholung des Trappisten; er kennt keine andere Ausspannung aus seinem übrigen Leben, was pro Tag in 17stündigem Beten, Arbeiten, Studiren und gemeinschaftlichem Betrachten unter Anhörung von Vorträgen besteht. Während der Intervallzeit begegnen sie sich, können sich mit einer Kopfneigung begrüßen, dürfen sich aber nicht einmal mit einem Zeichen verständigen, oder gar unterhalten.

Der Verfasser der *Histoire de l'Abbé de Rancé*, Abt Dubois, hat wahrlich Recht, zu sagen: *Le Trappiste doit être un homme d'une organisation à part.* (Der Trappist muss wohl ein Mensch von ganz besonderer Verfassung sein.)

Ordenskleidung. Nicht allein für seine Lebensart, sondern auch für seine Kleidung und seine Nahrung sind die genauesten und schärfsten Vorschriften vorhanden, die übrigens für alle Niederlassungen die gleichen sind. Sie gehen in das kleinste Detail. — Die Kleidung besteht für die Religiösen in einem wollenen Hemde und einer Kniehose, daran wird eine Art Strumpfgamasche, die bis über den Knöchel reicht und einen Lappen unter der Verse hat, befestigt. Der Fuss steckt in einem Zugschuh, darüber wird der Lederschuh gezogen, der mit dem Holzschuh für die Arbeitszeit ausgewechselt wird. Die Fussbedeckung ist mithin gut und völlig genügend. Mit Ausnahme der Culotte ist alles aus gleichem weissen Wollenstoff gemacht. Der Stoff ist dicht und nicht grob. Dieselbe Kleidung tragen die Brüder in brauner Farbe. Darüber wird eine Art Talar, der bis zu den Füßen reicht, getragen. Er hat nur ein Loch zum Durchstecken des Kopfes und nicht zu weite Aermel. Ueber diesem von gleichem weissen Stoffe angefertigten Talarrock wird das schwarze Scapulier, welches vorne bis über die Hüften und hinten bis über die Taille reicht und mit einer kleinen, runden Kapuze versehen ist, getragen. Um den Leib schliesst sich als Gürtel der breite, naturfarbene Lederriemen. In diesem Anzuge verrichten sie ihre Studien und Arbeiten. Bei den Brüdern ist der Talar etwas kürzer. Derselbe lässt sich durch Schnüren aufschürzen. Beim Betreten der Kirche und des Refectoriums tragen alle die „Coule“-Mäntel, die bis zu den Füßen reichen und eine grössere Kapuze haben, welche den Kopf tief einhüllen kann. Für die Patres ist die Coule weiss und vorne geschlossen, sie muss also über den Kopf geworfen werden. Die Aermel des Mantels sind sehr weit, so dass der damit Gekleidete leicht den Arm darunter einziehen und seinen Gürtel und seine Taschen erreichen kann. Der Mantel ist von gleichem Stoffe wie

die wollenen Unterkleider. Die Novizen tragen denselben Mantel, doch ist er vorne offen.

Es lässt sich nicht absprechen, dass diese Tracht eine sehr malerische ist. Das lange, wallende Gewand gibt der Gestalt ein würdiges Aussehen. Stellen wir daneben den schwarzen Frack, die Angströhre, die bei feierlichen Gelegenheiten unseren Kopf bedeckt, die Ofenröhren, worin wir unsere Beine stecken, so muss zugestanden werden, dass unser weltlicher Parade- und Staatanzug bei dem Vergleich schlecht wegkommt. Eitelkeit wird man den Trappisten gewiss nicht vorwerfen, aber sie dürfen, neben den Befrackten gestellt, ruhig den Vergleich aushalten.

Die Brüder tragen den gleichen Mantel in brauner Farbe, nur ist er etwas kürzer. Den Patres hat man vor 4 Jahren angeblich wegen Gleichförmigkeit in der Erscheinung, den Bart genommen. Schade um die würdige, schöne, ästhetische Zierde dieser ernsten Gestalten. Es waren Erscheinungen, wie man sie auf alten Bildern der Patriarchen und Heiligen sieht, und mancher herrliche Hyronimuskopf ist dadurch verschwunden. Man begreift diese Maassregel nicht recht, da man doch den Conversen die Bartzierde gelassen hat. Für diese Patres ist, in Anbetracht, dass man in anderen Orden auch den Geistlichen den Bart lässt, die Maassregel nicht gut verständlich. Oder will man damit weiter gehen, wie der Stifter „qui ne leur a pas même laissé les cheveux, mais bien la barbe.“ Wesshalb werden die Brüder aber anders behandelt? Mancher alte Trappist mag seinem Barte eine Thräne nachgedrückt haben, doch der Trappist opfert ja Alles und kennt keine Regrets.

Nahrung. Wie die Kleidung genau geregelt ist, so verhält es sich auch mit der Nahrung. Sie ist für den ganzen Orden die gleiche. Vor der Reform von 1894 verbot die

de Rancé'sche Regel Fleisch, Fett, Fisch, Butter, Eier, Tabak, Zucker; nur ein wenig Milch war als Zusatz zu den Speisen erlaubt. So bestand die ganze Nahrung aus Brod, Wassersuppen mit Mehl oder Reis und Suppengrün, ohne Fett, aus Obst, Knollen, Wurzeln, Gemüsen in Wasser abgekocht, Salz und Honig. Seit 1894 hat man die Strenge etwas gemildert: man gestattet Butter und Oel als Zusatz (Condominium), gibt etwas Kaffee. Früher gab es vor 11 Uhr nichts, jetzt erhält jeder um 6 Uhr eine Tasse Kaffee und ein Stücklein Brod, jedoch nur an den Tagen, die nicht zu der allgemeinen kirchlichen Fastenzeit gehören.

Die Fastenzeit ist für den Trappisten lang, denn sie rechnet hier noch nach den alten Satzungen. Abends gibt es nur eine Collation von 6 bis 8 Unzen, des Mittags eine ganze Mahlzeit, doch eben mit den so mageren Speisen, Morgens nichts.

So genießt der Trappist vom Tage seines Eintretens keine der verbotenen Speisen mehr. Es ist auch eine Sage, die viel geglaubt wird, dass der Trappist nur an einem Tage, wo Christtag auf den Freitag fällt, Fleisch genießen dürfe. Dieses Zugeständniss hat niemals bestanden.

In Krankheitsfällen darf auf ärztliche Verordnung Fleisch gegeben werden, sonst ist es verboten.

Man fragt sich: Wie hält ein Mensch, der doch täglich 17 Stunden geistig und körperlich arbeiten muss, das aus? Dabei bleiben die Männer kräftig und gesund. Der feste Wille vermag ja viel, aber man kann doch nicht annehmen dass er bei Allen diese Wirkung hervorbringt, die Natur fordert doch auch ihre Rechte. Da muss man sich sagen, dass der Mensch im gewöhnlichen Leben an der Tafel des Guten zu viel thut, und es darf wohl ruhig behauptet werden, dass viele Krankheiten und manches Unbehagen

durch das Uebermaass beim Essen — durch Fasten wohl kaum jemals solche — entstehen.

Des Trappisten Getränk ist in Weingegenden $\frac{1}{2}$ l Wein, sonst 1 l Bier zum Mittagstische. Von Vielen wird diese Portion nicht mal ganz genossen.

Ceremonielles. Trotz des strengen, ascetischen Lebens ist das Ceremonielle stark ausgebildet und wird scharf verlangt. Darüber bestehen äusserst detaillirte Vorschriften, deren unwillkürliche Uebertretungen zu den leichten Coulpes gehören. So sind die während des Gottesdienstes vorgeschriebenen Verbeugungen sehr verschieden und müssen von der ganzen Gemeinde so oft wiederholt werden, dass es dem Uneingeweihten schier vorkommt, als sei es des Guten zu viel und als beeinträchtigten sie die Würde des Dienstes durch das häufige Wiederholen.

Bei gewissen Handlungen oder Begegnungen ist die einfache Beugung des Kopfes, wobei sich die Schultern nicht rühren sollen; bei anderen gleichzeitig die der Schultern vorgeschrieben. Die tiefere Beugung (*inclination profonde*) verlangt Neigung des Oberkörpers bis zur horizontalen Stellung. Eine Beugung bis zur Berührung der Fussspitzen mit den Knöcheln der zusammengefalteten Hand ist die halbe, eine Kniebeugung mit dieser Neigung die *prostration à genoux*. Die ganze Prostration besteht in dem Hinstrecken des ganzen Körpers zur Erde. Die Prostrationen kommen häufig in der Kirche durch die ganze Gemeinschaft vor und dauern oft bei Stillgebeten und Betrachtungen längere Zeit. Als Genugthuung für Coulpes werden sie oft verlangt. Bei diesen Bewegungen wird ein genaues Verhalten erheischt. Der Mönch soll wissen, wann sie erforderlich sind und wie sie ausgeführt werden müssen; so ist es auch mit der Begrüssung der Obern, besonders bei Ansprachen derselben da, wo es erforderlich, und wozu

durch ein Zeichen die Erlaubniss zu erfragen ist. Meistens darf das nur unter Kniebeugung vorgenommen werden, das Erheben erfordert ein Zeichen des Vorgesetzten.

So gross ist der Gehorsam, so peinlich die Anerkennung der Autorität, dass es aus Uebersehen des Obern vorkommen kann, dass ein Mitglied stundenlang in solcher Stellung verharret. (Dubois T. I Chap.) Selbst ein Vorgesetzter, der etwas übersieht, thut dann öffentliche Abbitte; keiner ist berechtigt, sich zu schonen.

Demuth, Selbstverleugnung ist hierbei die Richtschnur. Der Uneingeweihte findet das überschwänglich, wohl mehr, weil ihm die demüthige Art, in welcher es geschieht, wie eine Verletzung der Eigenwürde vorkommt; er findet es nicht auffallend, wenn der Soldat im Dienste viele solcher Vorschriften auf's Pünktlichste ausüben muss und dem Strafreglement anheimfällt, wenn er Verstösse macht! Wie der Rekrut eine Zeitlang der Uebung bedarf, bevor er darin eingeweiht ist, so hat auch der Novize eine längere Zeit zur Einübung nöthig.

Ein Usus, womit man sich nicht bald einverstanden erklären kann, ist die Vorschrift der Aufrufung resp. der Anklage des einen Bruders gegen den anderen bei Fällen von Uebertretungen in der gemeinschaftlichen Sitzung, welche einmal die Woche am Freitag im Capitelsaale stattfindet.

Die Anklage wird gehört, der Angeklagte hat sich sofort zu erheben und die Ermahnung, Entscheidung oder Sühne, die ihm der Vorsitzende gibt, ohne Widerspruch anzunehmen. Er darf sich nicht vertheidigen, selbst wenn die Anklage unbegründet ist, es sei denn, sie könnte ehrenrührig sein. Nur in diesem Falle darf er nach der Sitzung und ohne Wissen der Gemeinschaft beim Obern die Erlaubniss einholen, sich zu vertheidigen, und das darf nie vor der Ver-

sammlung geschehen. Seine Strafe hat er schon hingenommen; die Rehabilitation steht dem Obern zu, der dabei nach Belieben handelt.

Man muss wirklich Trappistensinn haben, um sich damit einverstanden erklären zu können. Nach allgemein menschlichen Begriffen widerstrebt das der Natur — der Trappist aber weist dabei auf seinen ungerecht angeschuldigten und verurtheilten Christus hin. Er schwieg und litt! — Man muss eben Trappist sein, um ein solches Beispiel zu erfassen, zu üben und zu befolgen. Man muss auch bei diesen Anklagen durch Andere denken, es müsse sich Groll oder Abneigung entwickeln, es sei die Handlung gegen den Angeeschuldigten das, was wir Anschwärzerei nennen, die doch stets etwas Gehässiges hat. Der Trappist nimmt es anders auf. Er erkennt in dieser Handlung seines Bruders einen Liebesbeweis, eine Pflichterfüllung, ein Bestreben, welches von der Absicht ausgeht, den Angeklagten zu vervollkommen. Nach erfolgter Sühne dankt er dem Anzeigenden und betet für ihn.

Nun, das mag der Trappist begreifen; in ein Laiengehirn will das so recht nicht hinein! Diese Männer sind Philosophen von eigenen Begriffen, sie wollen es so und nehmen das Herbe und Bittere dieses Lebens freiwillig an. Das Streben nach innerer Vollkommenheit erzeugt das, was man im gewöhnlichen Leben als Excentricität bezeichnet. Der Trappist aber steht in seinem ganzen Wesen und Leben über dem allgemein geltenden Begriff, er versteht also auch das Leben in ganz anderer Weise und lässt sich durch die allgemeinen Weltanschauungen nicht stören.

Napoleon I., der in den ersten Jahren seiner unbeschränkten Machtstellung dem Trappisten-Orden geneigt war, motivirte das mit der Aussage: Dans un grand empire il faut quelques hospices pour ces fous apellès Trappistes! (In

ein grosses Kaiserreich gehören einige Anstalten für Verrückte, die man Trappisten nennt.) Ist dies dem Corsen so arg zu verdenken, wenn man bedenkt, dass hohe Prälaten, Kirchenfürsten, Vorsteher grosser Klöster vom Abbé de Rancé gesagt und geschrieben haben, er sei ein überspannter Narr? Grosse Männer, die Grosses vollbrachten, haben auch die schlimmste Gegnerschaft gefunden; wir wollen nur an den Apostelfürsten Petrus und an den grossen Paulus erinnern. Auch sie wurden von den gelehrten Griechen und Römern als Narren bezeichnet. Das völlige Maasshalten (*la parfaite pondération*) ist eine Tugend der Vollkommenheit, die eben für den Menschen nicht erreichbar ist.

Später hob Napoleon den Orden auf. Nie zuvor ist derselbe in so grosser Bedrängniss gewesen. Nachdem auf Seite 26 erwähnten Decrete fand er nur noch in England und Amerika Asyl. Dahin zogen die Meisten, auch Dom Augustin, der dann nach dem Sturze des Corsen zurückkam.

Nun, der Corse ist gefallen, seine Dynastie verschwunden; der Trappisten-Orden steht dagegen in einer Blüte, wie nie zuvor. Er ist, was er vorher war; die eingetretenen Reformen haben kaum bemerkbare Kleinigkeiten in seinen Gebräuchen geändert. Das einfache, ganz strenge monastische Leben ist heute, wie es vor 230 Jahren festgestellt wurde, und auch dieses weicht nicht erheblich von den vor 1400 Jahren durch St. Benedictus aufgestellten Fundamenten ab.

Kirchengesang. Auch der Kirchengesang der Trappisten ist ein ganz eigener. Er bewegt sich meist in der Abwechselung von 2 bis 3 Tönen. Der Tonfall ist auch ein ganz anderer, wie wir ihn im gregorianischen Kirchengesange zu hören gewohnt sind. Einförmig mag er demjenigen, der ihn zum ersten Male hört, erscheinen. Die Art und Weise jedoch, wie er vom Chor der Professen vor-

getragen wird, ist so merkwürdig, dass man sich unwillkürlich davon ergriffen fühlt. Die dazu angestellten Uebungen müssen sehr energisch durchgesetzt werden, um die Gleichmässigkeit und Vollkommenheit, mit welchen die Gesänge vorgetragen werden, zu erreichen.

Das Unisono ist einzig zulässig und man weiss, wie schwer es ist, dabei Vollkommenes zu leisten. Bei manchen Cantiken werden jedoch Stimmläufe bis über eine Octave hinaus gebraucht. Man muss das Magnificat, das Te Deum vom vereinigten Chor der Patres und Brüder gehört haben, um das imponirende dieser Cantaten zu begreifen.

Der Vortrag des Salve Regina, wofür die Trappisten ihre besondere Melodie haben, ist grossartig; es wird jeden Abend von den sämmtl. Ordensleuten vereint gesungen. Die Mutter des Herrn ist die besonders verehrte Patronin. Wird ihr Lob gesungen, dann erhebt sich in der Brust dieser Männer eine wahre Begeisterung, die sich in einer Weise ausspricht, welche dem verwöhntesten Ohr einen Genuss bietet und den kältesten Zuhörer überwältigt; es ist ein wahrer Kunstgenuss, diesen herrlichen Gesang von 100 vereinten kräftigen Männerstimmen zu hören; er bildet an jedem Tage den Schluss des langen Gottesdienstes. Darauf folgt noch ein kurzes, stilles Gebet. Dann entfernt sich die Gemeinde lautlos, begibt sich prozessionsweise zu den Schlafsälen und ein Jeder ruht von den Strapazen des langen Tages in seiner Zelle aus.

Kein Laut mehr wird im ganzen Kloster gehört, bis mit-^{2 mittlere 2?} ten in der Nacht das Glöcklein zum Dienste des Herrn und zur neuen Arbeit ruft.

*nun 2 Uhr ab.
früher 1 Uhr*

Gastfreundschaft und Fremden- hôtel.

Nach den Regeln des Trappisten-Ordens hat jedes seiner Klöster eine unbegrenzte Gastfreundschaft auszuüben, die in unserer Zeit an die Sitten des Alterthums erinnert und in Europa nur noch im hohen Norwegen oder in Island wiederzufinden ist.

Jeder, der an die Pforte einer Trappistenniederlassung anklopft, soll gleich freundliches Entgegenkommen finden. Man fragt den Ankömmling nicht, was er ist, was er will und von wo er kommt. Er wird bewirthet mit Speise und Trank; auf seinen Wunsch hin kann er mehrere Tage im Kloster verweilen. Vorzugsweise wird der Arme und Dürftige besorgt, und verlässt er dann die Stätte, so wird er auch noch nach Bedürfniss und Möglichkeit beschenkt.

Doch nicht der Dürftige allein ist ein willkommener Gast, auch jeder andere wird auf's freundlichste bewirthet, wozu gleich beim Eingang recht freundliche, gut ausgestattete Räume vorhanden sind. Will er übernachten, so tritt er in den dazu reservirten Raum des besonderen Baues, welcher Fremdenhôtel genannt wird und durch besondere Eingänge

mit den Klosterräumen in Verbindung steht. Es ist Vorschrift, dass in jedem Kloster ein solcher Bau vorhanden sei.

Der logirende Gast hat sich dann bestimmten Vorschriften zu unterwerfen. Ein Bruder, der Menschenkenntniss und ein gutes Auge hat, ist als Pförtner angestellt: er versteht es, anstössige Elemente zu erkennen und zu sondern, ohne auszusondern, indem er doch alle mit gleicher Liebe behandelt.

Wer sich bloss stärken und etwas ausruhen will, bleibt in den vorderen Räumen des Hôtels, die stets von innen abgeschlossen sind, wie auch diese wieder stets von den Klosterräumen abgesperrt sein sollen. Der freie Zutritt ist nur auf der Emporbühne der Kirche vom ersten Stock des Hôtel's aus gestattet. Für jedes weibliche Wesen sind das Innere des Hôtels und die Klosterräume verschlossen. Das wurde nach den ursprünglichen Regeln so scharf durchgeführt, dass, wenn „clandestinement“ ein weiblicher Fuss die Räume des Klosters betreten hatte, dieselbe als entweiht betrachtet wurden und eine Neueinweihung nöthig war.

Diese ascetische Strenge mögen Viele als eine Uebertreibung betrachten. De Rancé hat auch viele Angriffe darüber ertragen müssen, die ihn wegen solcher Vorschriften als überspannt (*outré*) bezeichneten und als Halbverrückten verschrieen. Auch heute sind diese Regeln noch Vorschrift, ob sie aber gerade mit der ursprünglichen Strenge durchgesetzt werden, mag dahin gestellt bleiben. Vor Kurzem soll der Papst einer Königin die Vergünstigung, das Nonnenkloster in La Trappe zu besuchen, bewilligt haben. Das würde wenigstens andeuten, dass es auch noch heute sehr scharf mit dieser Vorschrift genommen wird, da eine so hohe Intervention bei solchen Ausnahmefällen nöthig wird.

Die vom Stifter vorgeschriebenen Maassregeln erscheinen für unsere Zeit auch als übertrieben. Das Weib ist

doch kein Wesen, welches durch seine Gegenwart schon entweihen kann. Doch mag de Rancé von seinem Standpunkte Recht gehabt haben. „Il faut juger les faits selon leurs époque.“ (Man muss die Handlungen nach der Zeit ihres Auftretens beurtheilen.) So sagt ein anerkannter französischer Geschichtsforscher. Was die Weiber zur Zeit eines Ludwig XIV. und XV., eines Herzogs von Orleans, eines Richelieu-Mazarin waren, davon redet die Geschichte, und der hoferfahrene de Rancé hatte selbst darin Vorkommnisse erlebt, die ihm zu solchen strengen Vorschriften Veranlassung gaben. Für unsere Zeit mögen sie etwas scharf erscheinen.

Wer längere Zeit das Hôtel bewohnen will, hat sich mit dem Obern zu vereinbaren. Er zahlt dann als Gast eine geringe Vergütung, erhält ein einfaches, aber gutes Zimmer und wird von den Brüdern, welche dazu bestimmt sind, bestens aufgewartet. Diese dürfen in ihrem Berufe mit den Gästen sprechen, unter sich sind sie auf die Zeichensprache angewiesen.

Vom Gaste wird angenommen, dass er die Zeit seines Aufenthaltes zu einer Geisteserneuerung, zu einer Retraite, benutzen will und dass dieses Zweck des Besuches, der sich auf mehrere Wochen ausdehnen kann, ist.

Der Gast hat sich daher den Hausregeln zu unterwerfen. Er wird gut und völlig genügend beköstigt, doch ist weder Fleisch noch Fett gestattet. Der Gast verpflichtet sich, dem Hochamte, 8 Uhr Morgens, der Vesper und dem „Salve“ beizuwohnen. Er kann auch am übrigen Kirchendienste theilnehmen, doch ist nur auf der Emporbühne sein Zutritt gestattet. Die Gäste stehen morgens um 4 Uhr auf; die meisten wohnen den dann stattfindenden stillen Messen bei. Die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich im Refectorium des Hôtels, dabei soll man sich möglichst schweigsam verhalten;

es wird auch während derselben von dem Bruder Gastwart eine erbauliche Vorlesung gehalten. Die Gäste sollen sich die übrige Zeit auf ihrem Zimmer ruhig verhalten, und die Unterredungen bei Begegnungen in den Klosterräumen und Corridors möglichst vermeiden. Gegenseitige Besuche auf den Zimmern sind gestattet, doch soll im Winter um 8, im Sommer um 9 Uhr Abends jedes Licht gelöscht sein.

Der scheidende Gast zahlt nach Belieben ein Opfer in die Büchse; nie wird gefragt, was er gibt und es wird auch nicht controlirt. Viele zahlen nichts, doch geben die Meisten soviel, dass die Kosten auch für Nichtzahlende wohl ausgeglichen werden; das ist wohl auch nöthig, denn wovon soll das Kloster diese grossen Kosten auch sonst bestreiten? Wer vorhat, längere Zeit, etwa 8 Tage und mehr, dort zu verweilen, vereinbart sich mit dem Vorsteher auf eine gewisse Vergütung, die stets sehr niedrig bemessen ist. Mariawald wird viel von Personen des geistlichen Standes behufs Abhaltung einer Retraite benutzt, selbe bewohnen dann auch das Hôtel, wo sie für sich speisen; die Priester können dann täglich die hl. Messe im Kloster lesen.

Dass bei solchen Betrieben und dem Eingang vieler Opfer und Geschenke schliesslich einmal „Ueberschüsse“ über das hinaus gemacht werden müssen, was zum Unterhalt der Gemeinde, zur Vergrösserung des noch nicht fertigen Klosters nöthig wird, ist vorauszusehen.

Wo sollen denn die verbleiben, da es doch den Trappisten verboten ist, zu sammeln?

Für den Verbleib des wirklichen Ueberschusses ist durch die Ordensregel gesorgt. Sie verbietet stricte die Anhäufung von Reichthum. Ist das Kloster mit seinen Besitzungen und Anlagen so ausgestattet, dass man eine Vergrösserung der Gemeinde nicht vorhat, so gehören die Ueberschüsse den Armen und Dürftigen, zunächst denen der

Gegend. Sind da keine Armen, so gehören sie den Dürftigen der Gemeinden, wo der Trappisten-Orden Niederlassungen hat oder werden zur nöthigen Ausstattung solcher Niederlassungen verwendet, so lange dort noch etwas fehlt; denn alle Trappisten sind als Kinder desselben Hauses zu betrachten.

In Zeiten, wie die der ersten Stiftung hat es an bedürftigen Abnehmern nicht gefehlt. Es waren Zeiten, wo Hungersnoth und allgemeiner Mangel häufig eintraten. De Rancé sah, obgleich la Trappe so abgelegen lag, oft 1000 Arme an einem Tage an der Klosterthüre; keiner wurde abgewiesen, alle wurden gespeist, viele beschenkt.

Heute, da die Armenpflege gesetzlich geregelt ist, da durch staatliches Eingreifen der Arbeiter vor Noth und Elend geschützt wird, kommen solche armselige Zeiten nicht mehr sobald vor. Doch kann man noch immer Abfluss genug finden, um Mangel und Elend zu mildern. Die Mönche sind klug und einsichtig genug, um die Gaben nicht an Unwürdige zu vergeuden und so Faulheit und Laster unbewusst zu unterstützen. Verkehrte Elemente bleiben auch fern, sie scheinen die Atmosphäre des Klosters zu scheuen. Stromer sind dort seltene Erscheinungen.

Wer die Geschichte der Klöster kennt, kann nur wünschen, dass an diesem Princip auf's strengste festgehalten werde. Anhäufen von überflüssigem Besitz- und Reichthum haben oft den Vergang klösterlicher Institute nach sich gezogen. Die grossen Reformen wurden meist nur aus diesem Grunde nöthig.

Der Stifter warnt denn auch davor, indem er sagt: „Man sammle und sammle immer wieder, um zu geben und immer wieder geben zu können, doch sammle man nur so viel, als zum Geben erforderlich ist.“

Ausdauer bis zum Tode.

Wer in dem Trappisten-Orden sein Gelübde gethan hat, kann nie mehr austreten und auch nicht in einen anderen Orden aufgenommen werden. Diese Beständigkeit ist so gross, dass kaum Beispiele des freiwilligen Verlassens des Ordens durch einen Professen aufzuweisen sind. Das gilt auch für diejenigen, welche nach zweijährigem Noviziat ihr Gelübde ablegen. Novizen können stets austreten.

Kommt der Tod, sein Recht zu fordern, so wird der Sterbende nach seinem hierzu ausgesprochenen Wunsch auf einen Strohsack, welcher vorher mit Asche bestreut wird, gelegt und haucht dort, umgeben von seinen Brüdern, unter dem Gebete der Gemeinde, seine Seele aus. Es kommt kaum vor, dass ein Trappist, der den nahenden Tod fühlt, diesen Wunsch nicht aussprache.

Das ist ein Drama! Von fein organisirten, hochgebildeten Beiwohnern eines solchen Dahinscheidens wurde dem Schreiber dieses versichert, der Eindruck eines solchen Todes sei ein erhebender und erschütternder, doch auch wieder so seelentröstender, dass er mit nichts, was der Mensch sonst erleben könne, zu vergleichen sei.

in den Karthäuser Orden schon!!

Ist der Büsser — so nennen sich die Trappisten — verschieden, so werden seine sterblichen Ueberreste begraben ohne Trauer; denn die hinterbliebenen Brüder betrachten den Tod als eine Erlösung, über die man sich freuen soll. So hauchte auch der grosse Stifter de Rancé als einfacher Profess-Bruder (denn sein Amt als Abt hatte er niedergelegt) am 27. October 1700 seine edle Seele aus und wurde auch so begraben. Sind das wahre Philosophen!

Das Kleid ist der Sarg für den Verstorbenen. Mit über das Gesicht herabgezogener Kapuze wird die Leiche auf ein Brett gebunden und in den Erdenschooss eingebettet. Ein schwarzes Kreuz, für alle von gleicher Einfachheit, bezeichnet die Stelle, wo er bei den vor ihm hinübergegangenen Brüdern begraben ist.

Das Kreuz trägt als Inschrift den Klosternamen des Verstorbenen, seine Eigenschaft als Gemeindemitglied: Sacerdos, Religiose, Converse oder Novize und das Datum des Sterbetages, danach ein R. I. P.



Phototypie B. Köhlen, M. Glaser

J. Brumard Jeanxene: ab. de la Koppie

Portrait . . . Rancé, nach einem zu seiner Lebenszeit
zu Paris aufbewahrten Gemälde.

De Rancé's Portrait.

Zu dem hier beigefügten Bildnisse des ersten Trappisten-Abtes geben wir die Schilderung der Persönlichkeit nach der Skizze eines seiner Zeitgenossen.

Armand de Rancé war von hoher Statur und schlankem Wuchse, sein ganzes Aeusseres machte den Eindruck des Vornehmen. Sein Kopf war in bestem Ebenmaasse ausgebildet, sein Antlitz trug den Stempel hoher, geistiger Begabung. Eine hochgewölbte Stirn, eine Adlernase, ein feuriger Blick, ein feiner Mund gaben ihm den Ausdruck des Seelenadels. Man konnte den Kopf schön nennen, obgleich das Gesicht leicht pockennarbig war. Seine Körperconstitution war sehr schwächlich; er war bei der geringsten Gelegenheit lästigen Erkältungen unterworfen, was ihm seinen strengen Beruf sehr erschwerte.

Mit hinreissender Beredsamkeit verstand er es, seine Zuhörer zu überzeugen und für seine Ansichten zu gewinnen. Dabei blieb er stets natürlich und kannte keine Verstellung.

Auf sein Wort baute man, wie auf das Unfehlbare. Eine Unwahrheit kam selbst in seinen wilden Jugendjahren nicht über seine Lippen. Seine Freunde betheuerten die

Wahrheit einer Aussage oft mit den Worten: „Das hat Armand de Rancé gesagt.“

Seine Treue bestand jede Prüfung, sein gegebenes Wort wurde nie gebrochen, er deutelte nie daran. Er besass innere Herzensgüte, sie leuchtete aus seinen Zügen; er war ein erprobter Freund und hatte stets offene Hand.

„Ses liberales mains ont laissé dans Vaucluse

Le pauvre sans besoin, l'ignorant sans excuse.“

(Seine freigebige Hand liess in der Vaucluse die Armen frei von Noth und die Unwissenheit ohne Entschuldigung.) So lautet die Aufschrift auf einer ihm errichteten Bronze-Statue.

Bei aller Milde übte er scharfe, man warf ihm vor zu scharfe Strenge gegen sich und seine Genossen aus, besonders da, wo es sich um das stricte Einhalten der Ordensregeln handelte.

Sein Gedächtniss war ein fabelhaftes; er konnte ganze Schriften der alten Klassiker auswendig und führte bei passender Gelegenheit oft Stellen daraus in der Original-Sprache an.

Seine Arbeitskraft war ungeheuer, sein Fleiss unermüdlich; dies beweisen das grosse Reformwerk, welches er als Stifter eines neuen Ordens hinterlassen hat, sowie die vielen Schriften, die uns von ihm geblieben sind.

Sein von Grund aus zur Güte und Milde angelegtes Naturell zeigte in den jüngeren Jahren, besonders bei der Ausübung des wilden Waidmannswerkes, das er mit grosser Leidenschaftlichkeit betrieb, starke Passionen.

Um so merkwürdiger muss es erscheinen, dass er später Stifter eines Ordens wurde, bei dem jede leidenschaftliche Regung ausgeschlossen bleiben soll, und er zeigte sich darin als ein Muster der Entsagung. Ob es ihm aber gelungen ist, bei dem so angelegten Naturell auch jede Reg-

ung zu unterdrücken und das in allen Fällen zu sein, was er sich unter dem Ideal eines Trappisten dachte, darf in Anbetracht der vielen Schriften, die er zur Verfechtung seiner Stiftung als Trappisten-Abt hat herausgeben müssen, und der häufigen Discussionen, in welche er verwickelt wurde, angezweifelt werden.

Die Angriffe, die er zu ertragen hatte, kamen massenhaft und selbst von höchster Seite; es mag jedoch seinen Manen zur grossen Anerkennung gereicht haben, dass Pius VII. 1816 von ihm sagt: *Les religieux vivront selon les règles de la réforme du vénérable abbé Armand Jean le Bouthillier, louées par les souverains Pontifes Innocent XI., Benoît XIV. et Pie VI. nos prédécesseurs, et que nous approuvons et confirmons par les présentes. (Quam nos etiam approbamus et confirmamus.)**

In seinem 60. Jahre stellten sich verschiedene körperliche Gebrechen ein, die ihm seinen Beruf so erschwerten, dass er sich genöthigt sah, sein Amt als Abt niederzulegen, nachdem er 31 Jahre hindurch seine Stiftung als Oberster geleitet hatte.

Er blieb jedoch nothgedrungen für die Erhaltung seiner Stiftung mit Wort und Feder thätig, was ihm in den meisten Fällen höchst unliebsame Störungen in seiner Hauptbestrebung brachte, ihm, der vom vollendeten ideellen Trappisten Schweigen und Entsagen forderte, was stellenweise über menschliche Kräfte und Natur hinausgehen mag. —

Wenn er auch nach Niederlegung seines Amtes als Abt (1695) als einfachster Chorreligiose in dem Kloster lebte, so musste er doch zur Erhaltung seiner Stiftung mit Wort

* Die Religiosen sollen nach der Reform des hochwürdigen Abtes Armand Jean le Bouthillier leben, welche durch die Päpste, unsere Vorgänger Innocenz XI., Benedict XIV. und Pius VI. gelobt worden sind und welche wir durch Gegenwärtiges anerkennen und bestätigen.

und Feder mehr als ihm lieb war, thätig bleiben, bis allmählig Erschöpfung eintrat und er 1700 im 74. Lebensjahre zu La Trappe starb.

Er hat seine Geistesfähigkeit und Schaffenskraft bis zum Lebensende behalten; 1699 schrieb er noch eine Abhandlung über die Evangelien. Sein letztes Schriftstück war ein Abschiedsbrief an den berühmten Prälat und Orator Bossuet, damals Bischof von Meaux, Mitglied des grossen Staatsrathes, der sein Mitschüler und Rivale in der Sarbonne war, mit dem er von Jugend an in innigster Freundschaft lebte.

Von Abbé de Rancé sagt der grosse Bossuet: Il était le plus parfait directeur des âmes dans la vie monastique qu'on eût connu depuis l'immortel abbé St. Bernard de Clairvaux, d. h. er war der vollkommenste Seelenführer für das Klosterleben, den man seit dem unsterblichen hl. Bernhard, Abt von Clairvaux, gekannt hat.

De Rancé war geistig den meisten seiner Zeitgenossen überlegen und trat in vielen Dingen, wozu damals grosser Muth gehörte, frei auf. In dieser Beziehung ist er mit dem muthigen Jesuiten Friedrich von Spee (1595—1655), der so offen gegen den Hexen- und Zaubervahn auftrat, zu vergleichen (De processu contra sagas). — Es war in der Zeit gewagt. In Frankreich spielte der Wahnglaube an die Kraft der „Wünschelruth“ (Rabdomancie) eine grosse Rolle zum Auffinden von Metallschätzen, Wasserquellen, versetzten Grenzsteinen u. s. w. Der Wahnglaube war allgemein, vielfach selbst bei der hohen Geistlichkeit verbreitet. De Rancé wurde darüber befragt und hat in dieser Beziehung merkwürdige Aeusserungen in noch vorhandenen Briefen, die er mit geistlichen Würdenträgern auswechselte,

hinterlassen. Seine Ansichten sind darin so klar motivirt, dass man es heute, wo der frühere Standpunkt, der noch viele Neigung zu solchen Dingen zeigte, verlassen ist, nicht besser thun könnte. Er stellt sich auf den Boden des positiven Wissens und der als Naturgesetz erkannten Kräfte und verwirft den Unsinn von Hexen und sonstigem Spuk. Von einem so mächtigen Geiste kann man nicht annehmen, dass ihn andere als religiös und philosophisch begründete Motive, zur Reform und Stiftung eines so strengen Ordens veranlasst haben können.

gehört Dem frommen und feurigen Abte wurde obendrein noch nachgesagt, er sei dem Jansenismus zugeneigt. Das hatten ihm namentlich seine geistlichen Gegner und die mächtigen Aebte der Cistercienser, selbst hohe Prälaten und Bischöfe an. Es war damals vielfach eine traurige Gewohnheit geworden, Männer, die unantastbar und sittenrein, aber durch Bildung und Wissen hoch über ihrer Umgebung standen, des Jansenismus zu bezichtigen, namentlich wenn sie gegen die Abirrungen der kirchlichen Institute ihrer Zeit angingen, wie das bei de Rancé der Fall war. Er vertheidigte sich in Rom glänzend und beschämte die Ankläger; trotzdem hat man ihm noch lange nach seinem Tode diesen unberechtigten Verdacht nachgetragen.

Die Geschichte der kirchlichen Zustände in Frankreich, des 16., 17. und des Anfanges des 18. Jahrhunderts zeigt uns übrigens, dass im 17. Jahrhundert mehrseitige Anstrengungen zur Reorganisation verschiedener Orden gemacht worden sind; das Bedürfniss dazu war ein allgemein fühlbares geworden.

So wurde zu de Rancé's Zeiten der aus dem 1430 in

* Man sehe: Klosterrath, die alte Abtei des Roder Ländchens, von Franz Büttgenbach. Seite 53: Bemerkung zu Abt Nicolaus Heyendaël.

Savoien gestifteten Ritterorden 1596 hervorgegangene Mauritius-Orden 1621 in ähnlicher Weise reorganisirt, wie dies de Rancé für den la Trappe-Orden erwirkte. Doch nahmen die „Mauriner“ eine ganz andere Richtung.

Studien, Gelehrsamkeit, Leitung höherer Lehrschulen, selbst der Kriegsschulen unter königlicher Protection, Uebernahme des Beichtvateramtes in adeligen Frauenklöstern unter Einfluss der leitenden Cardinal-Minister, Predigeramt in den wichtigsten Kirchen, Berechtigung zur Besetzung der Pfarrgeistlichenstellen auf eine grosse Anzahl von Pfarren, Privaterzieher für Adelige; das waren die Bestrebungen der Mauriner. Im Jahre 1710 hatten sie das Besetzungsrecht für 800 Pfarren in Frankreich und nahmen meist Geistliche ihres Ordens dazu.

Demnach ist es erklärlich, dass die Mauriner in den Jahren Ludwigs XIV. bis in die Zeit Ludwigs XVI. hinein eine hervorragende Rolle in Frankreich spielten.

Unbestreitbar muss anerkannt werden, dass dieser Orden in Bezug auf kirchliche Gelehrsamkeit und auch in Richtung der höheren Pädagogik Tüchtiges geleistet hat. Auch auf dem Gebiete der höheren Diplomatie, wozu hervorragend begabte Mauriner vielfach gebraucht wurden, hat er Erhebliches gewirkt.

Die Ordensgeschichte jener Zeit aber zeigt auch, dass der stete freie Umgang seiner Mitglieder mit der Aussenwelt und die Beschäftigung mit weltlichen Dingen Eitelkeit, Prahlerei, Gelehrtentümel (*scientia inflat* nennt es ein hervorragender Prälat und Kirchengelehrter) vielfach Reiberei und Streitigkeiten erzeugten, welche zur Verweltlichung und zum Abfall vom Ordensgeist führten.

Obgleich aus den Maurinern eine Reihe von Cardinälen, Bischöfen, hohen Prälaten hervorgingen und sie in Frank-

reich eine so bedeutende Rolle spielten, sind sie doch selbst kurz vor der Revolution zu Grunde gegangen.

Auch de Rancé hatte an ihnen eine harte Gegnerschaft. Er aber hielt seinen Orden fern von dem Getriebe der Welt, und wenn auch die Trappisten die hohe Bedeutung und den Einfluss der Mauriner nicht erreichten, so blieben sie doch ihrer Constitution unabänderlich treu. Sie hielten fest an ihren strengen Regeln und überstanden den gewaltigen Sturm, der Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des unsrigen so viele andere Orden verschlungen hat.

Wer diese Blätter mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird den Grund, wesshalb die Trappisten den gewaltigen Wogen der grossen politischen und geistigen Revolution Widerstand zu leisten vermochten, finden und begreifen.

Viele Mitglieder anderer Orden gingen mit zu den Revolutionären über. „Wo man Jahre lang vorher die Schriften der Encyklopädisten, Voltaire, J. J. Rousseaux und anderer lieber las und studirte, als die Bibel und Kirchenväter, darf es nicht Wunder nehmen.“ Das sind die Worte eines angesehenen katholischen Kirchengelehrten.

In der Geschichte der meisten kirchlichen Orden findet man Epochen der inneren Krisen, welche sie dem Verderben nahe brachten; manche, viele sind dabei auch zu Grunde gegangen.

Von dem Trappisten-Orden ist keine solche nachzuweisen. Er stand stets fest — „Constantia“, lautet die Devise seiner Fahne. —

Mit dem Kampf nach innen, nicht nach aussen hat er die Fahne aufrecht gehalten. Das wird ein Jeder, welcher der Geschichte des Ordens nachgehen will, für ihn rühmlichst anerkennen müssen!

Nationalitäten der Gemeinde des Klosters in Mariawald.

Also, Sachsenkind und Fremder
Traten ein die Ordensleute
Jeder anders, alle einig
In dem einen edlen Streite;

Alle einig, für des Kreuzes
Banner bis zum Tod zu kämpfen,
Leid zu lindern, Leid zu tragen
Und der Wünsche Gier zu dämpfen.

Dreizehnlingen.

Da die Gesetzgebung in Preussen erfordert, dass für Ausländer, welche sich in Klöstern auf preussischem Gebiete niederlassen, die Genehmigung der Regierung eingeholt wird, ist es erklärlich, dass Ausländer Bedenken tragen, in Klöster einzutreten, welche auf preussischem Gebiete liegen.

Zu der Klostergemeinde von Mariawald gehören: 67 Rheinländer, 11 Ost- und Westpreussen, 5 Westphalen, 4 Bayern, 2 Badenser und Schweizer und 4 Engländer, also eigentlich kaum 4⁰/₀ Ausländer.

Der älteste Trappist des Klosters ist ein im Jahre 1851 in den Orden eingetretener Bruder, der jetzt 73 Jahre alt ist und seit 46 Jahren dem Orden angehört.

Der älteste Pater ist 68 Jahre alt und seit 1862, also seit 32 Jahren Trappist und seit 1880 Priester.

Der jüngste der Chornovizen ist 1880, der jüngste Novize der Brüder 1876 geboren.

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, dass in der Gemeinde der Altersunterschied der Mitglieder sehr gross ist, und dass es nicht immer von den Lebensvorgängen abhängt, ob Jemand sich entschliesst, in diesen Orden einzutreten.

Bei einem so jugendlichen Alter muss der Beruf doch wohl ganz in der Disposition und Organisation des Betreffenden liegen, da bis zum zwanzigsten Jahre doch kaum solche Erlebnisse eintreten, die dazu drängen könnten, in einen so strengen Orden einzutreten.

Aeltere Niederlassungen weisen Ordensmitglieder auf, welche hoch in den 80er Jahren sind und dem Orden seit 50 bis 60 Jahren angehören. Sie legen Zeugnis davon ab, dass der Mensch bei einem so strengen Leben der Enthaltsamkeit und der Arbeit dennoch recht alt werden kann.

Uebersicht der heute bestehenden Niederlassungen.

Eine Tabelle, welche erst vor Kurzem in Reims herausgegeben wurde mit der Ueberschrift: *Tableau des Monastères de l'Ordre des Cisterciens reformés de Notre Dame de la Trappe*: Protecteur: Son Em. le Cardinal Monaco-Lavaletta; Abbé général, le T. R. R. Dom. Sébastien Maison Généralice, Rome via San Giovanni Laterana 35, enthält das Verzeichniss sämtlicher Niederlassungen der Trappisten.

Demnach steht obenan: N. D. de la Grande-Trappe als Maison-Mère (Mutterhaus). Ausserdem bestehen in Frank-

reich noch 22 andere Niederlassungen, wovon eine in Algier. Damit hat Frankreich von den 57, welche überhaupt bestehen, beinahe die Hälfte in seinem Territorium. In Alt-Deutschland ist das Kloster von Mariawald das einzige, da die Niederlassung von Maria-Veen bei Gross-Reken, Diöcese Münster, nur eine kleine Filiale mit anderen Hauptzwecken ist. Man sehe Seite 13.

Das Stammkloster von Mariawald, Abtei Oelenberg, ist erst seit 1871 deutsch. Man sehe Seite 28.

In Italien liegen ausser dem Maison Généralice zu Rom, von wo aus die Hauptleitung ausgeht, in Rom selbst N. D. des Catacombes, und noch 5 klm von Rom ab das Kloster N. D. des Trois-Fontaines, aux Eaux Salviennes. Ausser diesen bestehen noch Niederlassungen: In Belgien 4, Holland 4, Oesterreich 3, England und Irland 2, Spanien 2. Die übrigen 14 sind in andern Welttheilen vertheilt, selbst zu Peking in China besteht eine Trappisten-Abtei. Vor 1794 hatte der Orden blos in Frankreich Niederlassungen, jetzt ist er über die ganze Welt verbreitet.

Von den 57 Niederlassungen sind 37 Abteien. Der General Dom Sebastien† ist gleichzeitig Abt vom Kloster Saint-Lieu-Sept.-Fons d'Allier.

Schlussbetrachtung.

Aus dieser Schilderung, die gewiss keinen Anspruch darauf macht, die Geschichte dieses merkwürdigen Institutes, welches wie ein vereinzelt, absonderliches Glied in unsern modernen, socialen Verhältnissen da steht, darzustellen, mag man erkennen, dass nur durchaus ascetische Naturen dazu berufen sein können, in diesen Orden einzutreten.

Zwar wird man das für die Brüder, welche doch meist aus den Handwerkerständen sind, nicht so leicht annehmen, doch kommen auch unter diesen eigen organisirte Menschen vor. Jedenfalls muss bei ihnen ein tief ästhetischer, poetischer Zug vorliegen, wenn er auch nicht bei allen zum vollen Bewusstsein kommt.

Wer sich jung dazu entschliesst, hat die angeborene Anlage zu dem Beruf. Bei dem, der als gereifter Mann Aufnahme sucht, muss unter den dauernden Eindrücken dieses Lebens sich eine recht poetische, ascetische Geistesrichtung entwickeln, und diese ist erforderlich, um die ganze Strenge eines Büsserlebens aushalten zu können. Dass zwischen den einfachen Conversbrüdern solche Richtungen

bestehen, hat Schreiber dieses in dem mit ihnen gestatteten Umgang erfahren.

Ein aus dem Arbeiterstande stammender Bruder erzählte ihm, wie sehr er, als er zum ersten Male Mariawald, ohne Absicht, sich dort aufnehmen zu lassen, besucht, von der Isolirtheit des Klosters und seiner schönen Lage ergriffen worden sei. Als das Glöcklein ertönt, sei ihm das schöne Lied, was ihn dann auch stets verfolgt habe, eingefallen. Und nun citirte der Bruder, so gut es anging, folgende Verse, die hier wiedergegeben werden, wie er sie sagte:

Was schimmert von dem Berge herab in das Thal?

Das ist die Kapelle so still und allein:

Sie ladet den Pilger zum Beten ein.

Was schallet von der Höhe so lieblich herab?

Es ist das Glöcklein, das nimmer ruht,

Am frühen Morgen den Pilger ruft.

Es ist der frommen Brüder geweihter Chor,

Die Andacht erhebt sich zum Herrn empor!

Diese Worte passen trefflich zu Mariawald und ihre Citation durch den guten Bruder in diesem Falle bezeugt, wie auch unter der braunen Kutte sich für das Ideale empfindsame Naturen verbergen.

Man mag von dem Klosterleben denken, was man will, und mag sich mit Vielem dabei nicht einverstanden erklären können, auch nicht verstehen, wie ein Mensch sich so von aller Welt zurückziehen, seinen eigenen Willen verleugnend, sich so demüthigen kann, dass es dem in der Welt lebenden als eine Verletzung der Menschenwürde erscheinen muss, so ist doch zuzugeben, dass für die Trappisten noch andere Motive vorliegen, als bloss das Bestreben, ganz in sich gekehrt und ohne jeden Verkehr mit der Aussenwelt sich auf eine selige Sterbestunde vorzubereiten.

Die Trappisten haben mit der Welt abgeschlossen; nur

wenige von ihnen bleiben mit ihr, insofern es für die Gemeinschaft erforderlich ist, in Verkehr.

Der Trappist kann im Getriebe der Welt keinen Einfluss ausüben, trachtet auch nicht danach; seine Ordensregeln machen es ihm unmöglich. Nach öffentlicher Anerkennung kann er nicht streben; er bleibt allen Vorgängen, ausser denen seines Klosters, fremd; er lebt und webt bloss innerhalb der Klostermauern, er arbeitet auf den diesem zugehörigen Aeckern, Wiesen und Wäldern, deren Grenzen er nimmer verlässt. Jeder Austausch mit der Aussenwelt ist abgeschnitten.

Dabei ist es schwer verständlich, wie ihm in Zeiten der Stürme gegen die Klöster Handlungen unterschoben werden konnten, die Veranlassung zu scharfen Vorschriften gaben, welche die Existenz seiner Gemeinden gefährdeten und sogar Landesverweisungen brachten. Ein Motiv dazu mag für manche Congregation vorgelegen haben, für die Trappisten ist keins erfindlich, sie sind harmlos und können Niemanden im Weltgetriebe hinderlich sein.

Dazu könnte man sagen: Dann kann er auch der Welt nichts nützen! Vergesse man aber dabei nicht, dass neben den wenigen Trappisten viele tausende Menschen leben, die in ihrem Egoismus der Welt von absolut keinem Nutzen sind und nichts schaffen.

In der christlichen Welt leben dann auch Millionen, die den festen Glauben haben, dass geistige Werke, wie Gebete, die gute Meinung auch Anderen zu Gute kommen können.

Wer wird es unsinnig finden dürfen, dass eine besorgte Mutter für ihr weitabwesendes Kind betet? Will man das Eine nicht zugeben, muss man auch logisch das Andere verwerfen.

Auf die Millionen, die diesen Glauben haben, ist Rück-

sicht zu nehmen, und diesen gelten die geistigen Werke dieser Männer als Schätze, an welchen die ganze christliche Gemeinde Antheil nehmen kann. Mithin ist in den Augen vieler Millionen Menschen das stille Wirken dieser Männer nicht ein egoistisches, bloss auf das „Ich“ berechnetes. Das Wirken der Trappisten beschränkt sich aber nicht auf Betrachten und Beten.

Auch für Diejenigen, welche an die Möglichkeit der Uebertragung der Verdienste solcher Werke auf Andere nicht glauben, muss das Wirken der Trappisten eine Bedeutung haben, deren Tragweite der denkende Mensch nicht wegleugnen kann. Ihm gebührt die Anerkennung einer nutzbringenden Stellung im socialen Leben, da er durch sein Leben und Schaffen ein greifbares Vorbild für das gibt, was der Mensch durch einheitliches Zusammenwirken, Disciplin, Fleiss, Ordnung und Beständigkeit zu vollführen im Stande ist. Von ihm kann man lernen, dass selbst bei der äussersten Einschränkung der Genüsse, auch bei tüchtiger Anstrengung der Mensch gesund und kräftig bleiben kann; dafür bürgt die Gesundheits- und Sterblichkeitsstatistik seiner Klöster. Verweichlichungen kennt er nicht; körperliche Unbequemlichkeiten, die den in der Welt Lebenden zu allerlei Eingriffen in ihre gewöhnliche Lebensweise veranlassen, sind ihm fremd. Statt warme Bäder anzuwenden, greift er im Nothfalle zum heissen Stein! Dabei sind Krankheiten und Gebrechen bei ihm Seltenheiten. Strenge gegen sich selbst hilft ihm über Vieles hinweg.

Treten wirkliche Krankheiten ein, so wird der Betroffene von den Brüdern auf's liebevollste gepflegt, wofür gute Infirmerien vorhanden sind; jede schädliche Härte wird vermieden.

Das Leben dieser Männer imponirt jedem denkenden Menschen, mag er auch noch so wenig von der Richtung

der religiösen Orden eingenommen sein und sie für überflüssige Institute in der menschlichen Gesellschaft halten.

Zugeben wollen wir, dass, wenn die Zahl überhand nähme, eine Störung in den social geordneten Verhältnissen eintreten müsste; aber was bedeutet denn das bestehende Verhältniss? Es kommt in Deutschland auf 100 000 Männer, welche in dem Alter sind, in den Orden treten zu können, ein Trappist. Wer kann denn dabei Bedenken haben?

Wie die so versammelten Männer eine eigene Ansicht haben, so führen sie nach ihrer Ueberzeugung auch ein eigenes Leben, und da sie damit Niemanden in den Weg treten, wer will es ihnen wehren?

Man sagt, sie erwerben, sie werden, wenn auch nur in den Congregationen, reich! Wenn der Trappist stirbt, ist er ärmer, als eine Kirchenmaus; seine Kutte ist sein Sarg, und er kann nicht einmal einem Bruder ein Andenken, sei es auch nur eine Messing-Medaille, hinterlassen.

Die Congregation erwirbt! Wenn sie beginnt, hat sie nichts. Sie erwirbt „legitim“ durch Arbeit, Fleiss, Sparsamkeit, Umsicht. Dabei hat sie stets offene Hand für den Darbenden. Was sie erwirbt, legt sie an, um ihre Niederlassung auszubauen, zu verbessern, zu vergrössern, damit so viele Mitglieder aufgenommen werden können, als das Areal zu ernähren im Stande ist, um auch die zum Gottesdienste dienlichen Gebäude, besonders die Kirche, würdig auszubauen und auszuschnücken unter Vermeidung des Prunkes. Ist das erreicht, soll nach der Regel das Mehr, als zu dem höchst bescheidenen Leben erforderlich ist, an Arme und Dürftige verwendet werden. Deren sind immer mehr als zu viel vorhanden, wenn nicht in der Nähe, dann in der Ferne. Geschieht das nicht, so wird die Regel übertreten und die Strafe folgt von selbst.

Viele Klöster sind ehemals an Ueberfluss zu Grunde ge-

gangen, das lehrt uns die Geschichte, doch ist kein Beispiel aufzuweisen, wo ein Trappistenkloster seit Rancé's Stiftung durch Reichthümer gelitten habe.

In Mariawald ist man so recht in der Entwicklung; es fehlt noch viel Raum zur Aufnahme einer grösseren Gemeinde; erst dann kann das Priorat Abtei werden. Kommt dann der Punkt, wo der Ueberfluss nicht mehr in der Weise angelegt werden kann, so wird Mariawald mehr wie zu viel Wege haben, um dahin abfliessen zu lassen, wo die Noth ruft. Geschähe das nicht, so würde sich das ereignen, was meistens in solchen Fällen in Klöstern eingetroffen ist.

Weshalb sollen denn die Männer, die auf so Vieles, ja für ihre Person auf Alles verzichten, für ihre Congregation auch auf ihr bürgerliches Recht zu erwerben, legitim zu erwerben mit dem, was ihnen ihr Fleiss, ihre Arbeit, ihre Intelligenz vielleicht in vielen Beziehungen anderen voraus erringt, verzichten? Wer das verlangt, ist ungerecht. Die Trappisten sind unter sich echte Socialisten, ja, sie sind wahre Communisten, aber sie sind keine Demokraten.

Bei ihnen ist das Autoritätsprincip erste Regel. Sie sind Socialisten unter sich; denn sie haben alles gemeinschaftlich und erwerben nur für diese Gemeinschaft. Sie sind Communisten; denn keiner von ihnen hat den geringsten Vorzug, alle stehen gleich in Recht, Pflicht und Ansehen. Eigennutz ist dort unmöglich, eben so wenig Geringschätzung wie Ueberschätzung der Person. Ihr Oberster wird in freier Wahl gekürt; sie gehorchen diesem unbedingt, und dieser unterwirft sich strenge den Regeln, auf die er geschworen.

So mag denn der Gegner sich entschliessen, den Ort zu besuchen und sich das merkwürdige Leben dieser Philosophen einmal anzusehen. Er findet wie Alle, die anklopfen,

gastliche Aufnahme, liebevolle Pflege, herzliche Behandlung, ohne genöthigt zu sein, dem Kloster dafür etwas zu hinterlassen. Wo wird man denn das sonst in der Welt noch finden?

Betrachtet er die Gemeinde in ihrem Leben, Trachten, Wirken, so wird er schon Achtung für diese Männer bekommen, und es muss eine ganz rohe, unempfindliche Natur sein, die unzugänglich für das Poetische, Ideale und gleichzeitig materiell Nützliche ist, welches diesen Ort, der von der Aussenwelt so eigenartig getrennt steht, in einer ganz eigenen Weise umschwebt.

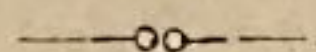
Wer sonst in diesen Dingen zu kalter Betrachtung, selbst zu Spott über das, was seiner eigenen Stimmung und Neigung nicht entspricht, angelegt ist, wird, will er sich die Mühe geben, dieses Leben einmal genauer zu betrachten, sicher den so billigen Spott und Hohn aufgeben, vielmehr mit Achtung von diesen Männern denken und sprechen, wenn er sich auch nicht in ihre Gesinnungen hineinleben kann; das ist nicht Jedem gegeben und kann auch billiger Weise nicht von Jedem verlangt werden.



Berichtigungen.

Seite	Zeile	Man lese :
2	5	Communal- statt Provinzial-Strasse
15	25	Bouthiller statt Boutilier
15	32	Richelieu statt Richelieux
16	21	Histoire statt Histor
16	22	Dubois statt Debois
25	12	deçâ statt deça
29	28	hinter finden fehlt „dasselbe“
31		Fussnote averti statt averté
57	15	christlichen statt christliegen
60		letzte Zeile gewandtes statt genanntes
71		letzte Zeile hospices statt hospicies
75	7	anzustossen statt auszusondern
76	5	ihres statt res

Inhalts - Verzeichniss.



	Seite
VORWORT	I
Lage des Klosters und seine Umgebung	1
Geologisches	2
Gebäude und Grundbesitz	4
Entstehung	4
Die Kirche	10
Der Bau des Klosters	11
Uebernahme (1861)	13
Stiftung des Ordens 1664	14
Industrie	29
Wesen und Principien der Trappisten	30
Nahrung der Trappisten	42
Inneres der Kirche	44
Eine Nocturne	49
Kapitel-Saal	51
Refectorium	52
Handarbeit der Trappisten	56
Zeiteintheilung	61
Strenge des Lebens	62

	Seite
Ordenskleidung	66
Nahrung	67
Ceremonielles	69
Kirchengesang	72
Gastfreundschaft und Fremdenhôtel . . .	74
Ausdauer bis zum Tode	79
De Rancé's Portrait	81
Nationalitäten der Gemeinde des Klosters in Mariawald	88
Uebersicht der heute bestehenden Niederlassungen	89
Schlussbetrachtung	91



Büttgenbach, Franz

Mariawald ein Bild des Trappistenordens, dessen Wirken und sociale
Bedeutung

Aachen 1897

H.mon. 78 d

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11810632-4